

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Werk und Ring	467
Liaisons dangereuses. Von Heinrich Mann	481
Neue Reiten. Von Hermann Heljermans	492
Selbstmord. Von Walter Bloch und Max Paulsen	495
Die Russenleihe. Von Plute	497
Wolfsrud	501

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Reichenstraße 10.

1905



Inseraten-
 Anstalt für "Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Friedrichstrasse 10
 wurde durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.

„Hexenmeister“

ist die neueste Erfindung auf dem Gebiete der **Vielfältigungs-Apparate** und erzeugt derselbe durch seine Einfachheit und Leistungsfähigkeit Aufsehen. Er stellt Kopien in grosser Zahl von Zeichnungen, Noten, Maschinenschriften, Stenogrammen, Handschriften u. s. w. in allen Farben her, die nicht vom Original zu unterscheiden sind. Die Kopien rollen sich nicht, wie beim Hektographen, fühlen sich auch nicht klebrig an. Die Schrift ist durch Abwaschen mit einem Schwamme in einer viertel Minute zu beseitigen. Nicht allein schwarze und farbige Tinten sind zu benutzen, sondern auch **Kopierstifte**.

Grösse Ia 44—54 cm 30 Mk. Grösse II 26—32 cm 20 Mk.
 I 27—41 „ 25 „ III 18—28 „ 15 „

einschliesslich Karton, Schwamm, Roller und Tinte.

Der Hexenmeister wurde gekauft von: Reichsratshaus, Erbhofmarschallamt S. I. B. des Grossherzogs von Baden, Erbmarschallamt S. K. H. des Grossherzogs von Sachsen, Reichsregiment, Reichsregiment, Kaiserl. Statistisches Amt, A. E. G., Wolff Telegraphenb., Nordl. Allgem. Zeitg., Voss. Zeitg., Hamb. Eisenbahn, Schles. Zeitg., Dorfmüller Magistral u. s. w., Verfabrik in Berlin kostenlos und ohne Kaufzwang. Franco-Versand gegen vorherige Kasse oder unter Nachnahme durch die Fabrik

R. Meissner & Co., Berlin W. 30., Luitpoldstr. 32. Amt 9, 5400.

Harmoniums

der Firma **Schiedmayer-Bianofortefabrik** Hoflieferant Sr. Majestät k. Kaiser und Königs. **Berlin, Bölowstrasse 46.** Anerkannt von den ersten Musik-Autoritäten. Zuverlässigste Haus- und Kirchenorgeln von

95. 180 an. Man verlange den illustrierten Katalog gratis und franco.

Th. Linde.

Zahnziehen ohne Narkose!

Zähne ohne Platte. * Porzellan-Plomben.

Hervorragend hygienisch ausgestattet.

jetzt: **Leipzigerstr. 115|116**

neben Wein-
restaurant Traube.



Berlin, den 25. März 1905.

Moritz und Rina.

Kressin, Reminiszere 1905.

Moritz Swanowitsch!

Malmen sind längst nicht mehr Dein Fall. Konntest am zweiten Fasten-
sonntag aber getrost eine Ausnahme machen und das erbherrliche Räschen
in den fünfundzwanzigsten stecken. „Nach Dir, Herr, verlanget mich. Gedenke,
Herr, an Deine Barmherzigkeit und an Deine Güte, die von der Welt her ge-
wesen ist. Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend und meiner Uebertretun-
gen; gedenke aber mein, Herr, nach Deiner Barmherzigkeit, um Deiner Güte
willen!“ Hastst sehr nöthig; bist aber an Jugendsünden und Uebertretungen
nicht gern erinnert (was Niemand besser versteht als Deine Ergebenste) und
meidest deshalb Psalter und Harfe comme l'autre Kreuzifix und Hochgericht.
Alles in Ordnung. Hat der alte Heide nun wenigstens in die Natur geguckt? Was
man früher so Schöpfung nannte? Ein Bißchen davon muß doch in Eurem nord-
westlichen Vorgärtchen zu sehen sein. Uebermorgen steht der Lenz im Kalender;
auf dem Blättchen vorher freilich Bismarcks Entlassung. Fünfzehn Jahre. Doch
heute wird nicht geheult. Ahnst gar nicht, wie rasend schön es jetzt bei uns ist.
Einfach zum Sungwerden. Vor der Klitsche ein Massengebimmel von Schnee-
glocken. Ueberall grüne Spitzchen. Hyazinthen üppiger denn je und Kroküschchen
die schwere Menge. Morgens, wenn die Mähe piepen, geht Einem das Herz
auf. Dir nicht. Erstens: Berlin. Zweitens: keinen Sinn für ungetrüffelte
Freuden. (Sicher auch wieder die anderthalb Obstbäume zu spät gestrichen.)
Saison Deines Schlages ist der Winter. Theater, Konzerte, Balldamen etc. pp.
Solltest vom Totensonntag bis zum Aschermittwoch mal hier sitzen. Würdest

die Flötentöne lernen und vor Thorichlusß begreifen, was Frühling heißt. Für Unfernein wirklich Auferstehung. Diese Winterabende in überheizten „Salons“ (Du meine Güte!) mit den Klöppelspißen des befestigten Grundbesitzes, zwei Stunden bei Tisch, nachher noch endlose Korridorcour, wobei das geehrte Piedestal sacht abfriert: der Sammer ist wahrhaftig auf seine Kuhhaut zu schreben. Ist ja aber wieder aus und die Welt riecht schon von Weitem nach Ostern. Leider noch lange hin. Dafür werden wirs, wenn nicht Alles schief geht, diesmal zusammen feiern. (Was natürlich nicht hindert, daß am Gründonnerstag das Pommernlämmlein, der Kapfuchen nebst Palmkuchen und Stechginster prompt im Hansaviertel landet.) Eigentlich wollten wir, wie angesagt, schon zu Reminiszere dort sein. Niezes Marinirter scheint aber noch nicht abkömmlich; und in seiner Nähe zu weilen, war ja der Hauptzweck der Uebung. Nichts zu machen, Königliche Hoheit. Das Mädcl behalten wir nicht. Ist in den Zahren; und gegen ihren Seemann läßt sich nur sagen, daß er durchaus Adolfsens Schwiegerjohn werden will. Der Gedanke ist furchtbar. Die Kleine weggeben, ihr Stübchen leer sehen und mit dem Unnennbaren hier dann allein weiterhocken, bis Retraite geblasen wird. Nicht auszudenken. Alle hundertfünfzig Balmen helfen nicht drüber hin. Aber der Schmerz schrumpelt nicht, wenn man ihn in die Nöhre legt. Also lieber Ende mit Schrecken. Ostern: Der Junge, der Weihnachten drum kam, kriegt längeren Uelaub und freut sich wie ein Schneekönig auf Berlin. Alle Familientrümmer vereint. Wenns da noch nicht klappt, meint auch Deine Lotte, muß es bei dem Eidam (gar nicht: in spe) irgendwo hapern und Mademoiselle hat sich die Sache dann gefälligst aus dem Sinn zu schlagen. Wird aber wohl. Lassen schneiden, daß die Lappen fliegen. Koffer lackiren. Sitzen halbe Tage lang über Modejournalen. Fabelhaft fein wirds. Der mir angetraute Atheist, Anarchist und Spekulant (seit zwei Zahren; hatte nur noch gefehlt) scheint an seinem Papierschwindel ekkig verdient zu haben und hat, nach dreitägigem unverständlichen Geschmunzel, verfügt: Friedrich wird neu eingekleidet und kommt mit. Wir Weiber starr. Ungefähr Weltuntergang.

Billig kommst Du diesmal nicht weg, Standesherr; hast ja auch Schonzeit gehabt. Sechs Wochen werdens wohl. So bis Bonifatius, rechnen wir; denn Mariechen brennt auf die Kronprinzenhochzeit und will nicht heim, ohne die Goldkutsche gesehen zu haben. Soll auch nicht. Also früh Repertoire machen, Edelster und Bester. Nicht zu viel, versteht sich am Rande. Sonst schmeckt Adolf nachher wieder die Scholle und die Hauspute nicht und er fordert jeden Morgen seine Extrawurst. Nur das Nöthigste; was man so für die Hausbildung braucht. Dom, jüdische Museum, Theater, die paar Mitbekannten, dreimal

was Apartes für den Gaumen; und für die Vier, die aus dem Schneider sind, kurzer Blick ins Unanständige de rigueur. Gern geliefert? Weiß. Höchstens zu langen. Möglichst viel zu Haus. Man will endlich doch wieder mal reden.

Bis dahin passirt wohl noch was. Setzt ja abenteuerlich still. Oder bildet sich die schnöde Verlassene nur ein? Hier wird nicht mal mehr gemunkelt. Seit Reunzig nie solche Ruhe im Glied. Die Handelsverträge sind immerhin ein Tropfen auf den heißen Stein; ein dicker sogar. Nichts, was die Sache gründlich ändert. Aber man hofft, allmählich aus dem Größten herauszukommen; und hatte (entre nous) noch weniger erwartet. Posadowshy for ever! Trotzdem er mir zu röthlich schillert, bete ich, daß er fest sitzen möge. Kurt, der hier noch immer den Allwissenden spielt, brachte brühwarm aus der berliner Küche die Nachricht, drei Excellente hätten den Blattschuß und würden bis zum Herbst peu à peu das Dienstliche segnen. Mimte, als nach den Namen gefragt wurde, den Diskreten; wußte also entweder überhaupt nichts oder hatte nur von ganz fern läuten gehört. Vers wissen könnte, hüllt sich in Schweigen. Die greisende Schwester ist ja auch keine Zehnpfennigmarke werth. Längst resignirt. Im Grunde ist's Sacke wie Hose. Nur Den vom Kultus sähe ich gern spedirt, weil allzu nett mit den schwarzen Männern, die ich (rückständig, wie ich bin) nun einmal nicht riechen kann. Trifft gerade gewiß einen Andern. Und der große Lucanus soll endlich auch aus den Sielen? Habe nichts dagegen. Parlamentaria lese kaum noch. Hauptsachen, Zollchase, Kanalkram, ja erledigt; fürs Militär wird Einem schon holen, was wir dringend brauchen, und die Marine geht mir, trotz Miezens bräutlichen Regungen, noch jezt nicht an die Nieren. Die alte Bunde brennt nur, wenn ich sehe, wie wenig (richtiger: gar nicht) man sich um unsere Afrikaner kümmert, die ich in Südwest über jedes Lob erhaben finde; und von wegen der Militärpensionen, die ganz gemüthlich eingebuddelt sind. Bülow? Zwischen Veränderlich und Schön. Brillant, wenn mit der Bebelei abfährt; flau, wenn er Deinen Russen und Katholen Komplimente macht. Im Ganzen zu viel Heiterkeit und zu wenig Furioso. Offenbar aber mit beiden Füßen fest im Bügel. Reinetwegen. Nur ein Bißchen forscher und auch ich würde nicht mucken. Aber die alte Landpommervanze versteht von Politik bekanntlich so viel wie Pflahe von Tomatenalat.

Bekanntlich. Zwei Weise haben die Thatsache für Zeit und Ewigkeit festgestellt. Steht sie noch? Enorm anständig von mir, daß nicht jede Woche ein frankirtes Triumphgebrüll ins Haus geschickt habe. Ohé! Kannst Du noch, Cousin! Ihr Beide, Adolf und Du, wart Eurer Sache bombensicher. Botet die höchsten Betten an. Schade; hätte zum ersten Mal Geld verdient.

Die Talglichtfresser bleiben bumstüßig; Revolution nur in Kinderbüchern. Lauter Kleinigkeiten, die schnell vorübergehen. Und Kuropatkin macht das Rennen. Nur hübsch Geduld haben. Den Gelben geht nächstens die Puste aus. Wenn die große Armee erst auf den Beinen ist, wird die graue Reinette was erleben. Dann setzt für Japan Hiebe, daß die Fegeln fliegen. Veriefet Euch auf Generalstabsautoritäten und rochet auf fünfzig Schritte nach Suchten. Jetzt könnt Ihr Euch sammt den Karmesinen in den Skat legen. Oder zu Niklas in den Wurftessel. Kuropatkin hat autelegraphirt. Die große Armee ein Bonmot von vorgestern. Und die gelben Kerlchen blißflink hinterdrein wie Fritz von Preußen bei Lissa. Wer hats vorausgesagt? Eine in Ehren Verwitterte, die von Politik Strategie, Taktik und ähnlicher Minnik keinen Dunst hat. Weiß eben auf der flachen Hand lag. Nur Neunmalweisen nicht sichtbar. Und weil sies stets mit dem Kurländer hielt, der Dich nicht fromm kriegen konnte. Denfst Du dran, tapfrer Lagenka? „Glauben Sie mir: Rußland ist een jemalter Riese!“

Kein gut gemalter, mignon; an allen Ecken schimmert die Pappe durch und nun ist's Matthaei am Letzten. So leid mir's thut, daß der Bruder als falscher Prophet entlarvt ist (um den Herrn und Gebieter schon ein ganzes Stück weniger): die Stimme des Jubels ist stärker. Seit Neujahr hats mir die Lage gewärmt. Der alte Gott lebt noch und sorgt für Gerechtigkeit. Die Sippshaft hatte es gar zu toll getrieben. Freiheit: je m'en fiche (solche gräßliche Ausdrücke sind die Früchte Deiner pariser Instruktionstunden); aber auf wehrlose Menschen fidel mit Kanonen schießen: dafür ist keine Mutter zu haben. Ist der Schwefelbände auch schlecht bekommen. Alles aus Rand und Band. Krieg weiterführen? Farcirter Unsinn. Womit denn? Die dümmsten Bauernjungen lassen sich ja nicht mehr in den schimpferten Rock stecken. Dein Schwager hofft noch; pflanzt am Grabe die Hoffnung auf und rechnet mindestens auf ein Wunder, das seine Lieblinge aus der Bredouille reiht. Ehe Der einen Irrthum zugiebt (mit den unbeschreiblichen Baarenhausmöbeln wars eben so), erklärt er den Himmel für einen Dudelsack. Schleicht mit geheimnißvollen Mienen umher und grunzt, wenn das Abendblatt die neusten Prügel gemeldet hat, diplomatische Töne. „Wird Alles noch anders. Nach Barclay kam Kutusow. Wirdet's schon sehen.“ Nur krieche ich mit meinen morschen Beinen nicht mehr auf den Leim. Würdige seine Mäychen gar keiner Antwort, sondern streiche im Blättchen nur das Wichtigste blau an. Mit dem dicken Hurraftift. Selber lesen: dann wird ihm das Botschafterlächeln vergehen. Et vous? Doch von anderem Kaliber. Schwach, doch kein Bösewicht; will mir den Glauben an einen bußfertigen Christenmenschen nicht rauben lassen. Der Familienreputation wegen.

Denn Brüderlein sein trägt unsern alten Namen. Moriz Swanowitsch: je veux bien. Lau geworden und so gräulich geistreich, daß ein Theil des Menschenverstandes in die Binsen ist. So nimmts wohl auch Lotka, die fast noch japanischer als Nieze und Wiezenmama. Findest Dich aber wieder zurecht. Unter der Haut noch immer schwarzweiß bis in die Knochen. Ließe mich dafür hängen. Der fremde Herr, mit dem ich seit etlichen Jahrzehnten hier hause, ist mir nicht so pupillarißch sicher. Je älter, desto unheimlicher. Besonders jeht, mit der sanften Abgeklärtheit und den Kuren. Seit ich denken kann, haben anständige Leute ihr Geld in den Boden gesteckt; arrondirt, was sie hatten. Papierchen nicht mit der Feuerzange angerührt. Wer sich auf so was einläßt, rückt in die Nähe von Sohn & Co. und ist noch schlimmerer Dinge fähig. Der Nubel auf Reisen. Weißt noch, wie der baltische Pastor mit rothem Kopf und den Platen vordellamirte? Trostdem der zweite Bers gegen die Mucker ging. Bei mir hats geseffen. Gedächtniß la. Das Einzige, was mir geblieben ist.

Da wird die Nacht gescholten Tag,
Der Teufel wird so gut!
Was nicht ein heller Klang vermag,
Was nicht ein Nubel thut!

Der Teufel siegt, der Gott verliert,
Der blanke Nubel reißt:
So ward von je die Welt regirt,
So lang' die Sonne kreißt.

Stimmts? In der Sache, zum Glück, nicht mehr. Denn diesmal verliert der Teufel. Doch könnte man wirklich auf sonderbare Gedanken kommen, wenn man den kreßfinner Moskowiter reden hört. Kogebue der reinste Baisenknahe dagegen. Und diese Ueberlegenheit; als ob wir Frauen Bonnegänje mit Apfelsüllung wären. Dabei Alles so klar wie Hotelbouillon. Mag ja nicht das Aergste glauben. Dieser Landwehrmajor Deiner Wahl ist jedenfalls hart an der Grenze zum Landesverrath. Wärs nach mir gegangen, dann kam nach der muckener Affaire alles vorhandene Stearin in die Fenster. Er aber! Noch flauer als Guer lappiger Reichstag. Eigentlich sollte man Tag vor Tag flaggen. Das Große Los für uns. Ohne daß wir uns zu rühren brauchten, ist der freche Nachbar in die Pfanne gehauen. Von einem Knirps obendrein: die Blamage gönne ich den Stülpnasen. Ewig schade, daß Bismarck diesen Frühling nicht mehr erlebt hat. Der, mein Junge, hätte der Kaze die Schelle angehängt. Während der Setzige sich mit europäischen Redensarten behilft und Angst zu haben scheint, bei der Wäsche den Bärenpelz näh zu machen. Nur immer niedlich. Aber konnte aus Klein-Blottbeck Besseres kommen?

Schluß. Entweder bereust Du längst und dann strapazire ich mich ins Himmelblau; oder schlägst Dich auf die Schwagerseite und dann haben wir ausgeredet. Faule Hinten giebt's da nicht. Werde ja hören. (Erst auf Euren neustiligen Sofa? Könntest die Tortur kürzen. Das Porto ist nicht erhöht.) Und quand même nicht vergessen, daß mein Fleisch und Blut. Hast vom Christfest her einen dicken Stein im Brett; was damals für den armen Jungen gethan, ging wirklich weit übers Dunkelhafte. Darauf läßt sich schon eine Weile sündigen. Sogar sein Vater (wie kam es nur?) markirte Nührung. Trampelt jetzt übrigens bald ein Halbständchen über meinem Ehrenscheitel herum und schickt eben Dutchen: er sei so weit und das gnädige Fräulein lange aus der Kirche zurück. Ausflug. Sonntagsdiner in der Kreisstadt geplant. Solche Sachen macht dieser Mann jetzt. Familienvater in brauner Butter. Wahrscheinlich, um dem Kind nicht den Muth zur Ehe zu nehmen; ist Marie erst unter der Haube, dann wird's mit Idyllen und Landfrieden wohl vorbei sein und zum Frontalangriff kommen. Aber die Sonne scheint, dem Mädchen machts Spaß, die Leute können früher zum Tanz und ich bin froh, wenn zur Abwechslung mal ein anderer Verantwortlicher den Pudding überzuckert. Weil noch das Lämpchen glüht! Auch sind sicher ein paar Standesgemäße an der Krippe, die mit mir für Dyama schwärmen und den Major in die Klemme bringen. Dann jauchzt meine Seele, Lottchen kriegt den dicksten Kuß, ihr galanter Hochgenosse wird begnadigt und darf mich bis zum Friedensschluß schimpfen
Katharina Zwanowna.

Berlin, am Wilhelmstag 1905.

Amaterasu, Sonne des Ostens!

Nicht des elbischen diesmal (wofür auch Einiges zu sagen wäre), sondern des ferneren. Sonne von Nippon. Nitus – Sonne, Hon – Aufgang; davon Nihon oder Nippon – Land des Sonnenaufganges. Aus dem Nichts erschaffen von dem Götterpaar Ijanagi und Ijanami, das, ohne pommerisch zu fragen, wie es nur kam, Amaterasu, die Sonnengöttin, in die Welt setzte. Von dieser glänzenden Dame stammen sämtliche Mikadomajestäten. Giebt der fröere prodigus Ehre, dem Ehre gebührt? Und ist er gebildet? Scheint mir auch. Aber nicht nur im Sino-Japanischen sattelfest; erst recht in der Bibel. Kennt sogar den am zweiten Fastensonntag fälligen Psalm und weiß, daß damit nicht graulich zu machen. Keine Spur von Bedrohung der in der Jugend Verirrten (was übrigens nicht mein Fall), sondern: „Der Herr ist gut und fromm, darum zeigt er den Sündern die zu wandelnde Strafe und leitet die Elenden

auf den rechten Weg.“ Wer nicht die höhere Staatskarriere wählen will, sollte hübsch richtig citiven; auch das Buch Israels. Doch von Alledem später.

Heute ist Dein Feiertag; unter den weltlichen der höchste im Jahr. Die beste Flasche auf dem Tisch und den Leuten Bier bis in die aschgraue Kagenjämmerlichkeit. Einverstanden. Wäre gern von der Kunde. Will auch, wie gewöhnlich, sehr edel sein und die Dottergelbe nicht mit den Waffen des alten Wilhelm schlagen. Was recht leicht wäre. Wenn man sein Leben lang Einen verehrt, muß man ein Bißchen, ma mie, doch auch an ihn glauben. Und daß Luizens Sohn 1905 für die Citronennigger aus Tokio und Umgegend wäre, wird selbst Dein Feuerlöpfchen nicht träumen. Mag seinen Namen aber gerade heute nicht unnützlich führen. Vorläufig, damit ich in der angelesenen Hitze überhaupt Gehör finde, ein paar kalmirende Tropfen Bismarckessenz. Ruht mir nur, Mylady Percy, nicht gleich ungeduldig werden. Das „Aktuellste“, heißt's in Deiner Presse. „Die studirten Klassen und die Offiziere sind die lautesten in der Kritik. Es überschreitet alle Schranken des Anstandes, wie in der ‚Stimmen von Portici‘ die revolutionären Szenen mit frénésie und lediglich um der politischen Demonstration willen vom Publikum, besonders aber von den jungen Offizieren, applaudirt werden; es fehlt nur noch, daß sie Garibaldi dabei leben lassen. Ich finde überhaupt hier in Civil und Militär, bei Alt und Jung, mit Ausnahme der näheren Freunde des alten Resselrode, Niemand, der nicht laut über die hiesige Regierung und die Apathie des Kaisers klagte. Für Rußland verlangt und erwartet Jeder, der nicht gerade ausschließlich von seinem Amt lebt, irgend eine verfassungsmäßige Form der Bethheiligung des Volkes und namentlich der höheren Schichten an der Regierung des Landes. Die Gemäßigten mit Maßen; aber man hört Stimmen, die an den Konvent erinnern und den Standpunkt der Girondisten schon überwunden haben. Leute in hohen Stellungen, durch Amt und Geburt, sprechen mir von Revolutionen als von Dingen, die wohl möglich wären, sie aber eigentlich wenig angingen, sondern nur den Kaiser betrafen, so daß es keinenfalls scheint, als ob sie in Vertheidigung des Thrones ihr Leben einzusetzen gedächten. In dem Gedanken, daß es anders werden muß, sind Alle einig, der Aristokrat, der Demokrat, der Panislawist, der Orientalist. An gewaltsame Bewegungen glaube ich nicht, es sei denn, daß in den Provinzen Bauern aufstehen, die etwa meinen, daß man ihnen nicht giebt, was der Kaiser befohlen habe. In Betreff der inneren preußischen Politik bin ich nicht bloß aus Gewohnheit, sondern aus Ueberzeugung und aus Utilitätsgründen so konservativ, wie mir mein Landes- und Lehnsheer irgend gestattet, und gehe grundsätzlich bis in die Vendée, quand même. Das heißt: auch für

einen König, dessen Politik mir nicht gefiele; aber nur für meinen König. In Betreff der Zustände aller anderen Länder aber erkenne ich keine Art prinzipieller Verbindlichkeit für die Politik eines Preußen an; ich betrachte sie lediglich nach Maßgabe ihrer Nützlichkeit für preußische Zwecke.“ Für heute genug, nicht wahr? Briefe des preußischen Gesandten Otto von Bismarck an den Minister Freiherrn von Schleinitz; sechziger Jahrgang. Klingt nicht wie gestern geschrieben, wie Lehre für morgen? Auch Einer, dem nachgesagt wurde, daß er nach Zuchten rieche. In solcher Gesellschaft läßt sich aushalten.

Hoffe, die kleine Schwester ist nach dieser Kur etwas beruhigt, und gehe zum Meritorischen über, wie die lieben Ungarisch-Oesterreicher (so heißt es jetzt) sagen. Vom Allgemeinen ins Besondere, vom Nahen ins Ferne. Ohne übermäßig lange bei der ewigen Wahrheit zu verweilen, daß der Frühling noch immer eine schöne Erfindung und ein Schneeglöckchen nicht von Pappe ist. Was schon die ältesten Dichter meines Wissens niemals ernstlich bestritten haben.

Schwer Belastendes fand der Angstblick diesmal nicht auf dem Sündenregister. Daß Ihr Euch nicht von der alten Puschel trennt und jeden lieben Winter lang Landadel spielt, ist schließlich nicht meine Schuld; hundertmal hergewinkt, sogar mit Lotkas Goldfinger. Aber die ganze Scholle muß es sein und Centralheizung wird für den Anfang vom Ende Borussia's erklärt. Um so besser, daß Ihr endlich mobil macht. Sollt nur das Feinste vom Feinen zu sehen und zu schmecken kriegen; mit dreijähriger Garantie. Und wenn Marie ihre Zukunft endgiltig aufs Wasser legt und hier Ofterverlobung feiert, soll getafelt werden wie bei dem seligen Lucullus (der mir immer mehr Geheimere Kommerzienrat und Oedionidigrunder als rauher Krieger schien). Alle Puppen sollen tanzen; und wär's mein Ruin: nach Zigeunermusik. Die Sache will's. Denn Thränen wird's sehn. Kein Wunder. Wo die Rechnung ohne Bruch aufgeht, giebt die Addition der Gefühle von Mutter und Tochter einen Betrag, den das reichste Leben nie wieder bringt. Was dann die Trennung solcher Frauen bedeutet, hat noch kein Dichter gemalt, weil Männernerven das letzte Verständniß dafür fehlt. Warum ist die gute Lotte an der Seite des (trotz Deinem Saturnalienlächeln) Treuesten denn innerlich immer einsam geblieben? Keine Brücke schafft da, wie für kranke Vorderzähne, Erjaß. Und doch muß, wenn es so weit ist, gezogen sein, Schwesterherz. Vorsehung. Göttliche Weltordnung. Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen. Der den Vorzug hat, unerfahren, brutal, rücksichtslos, aber um etliche Grade wärmer zu sein. Und so krabbelt und wibbelt es weiter. Eine verdammt ernste Sache. Na, 'Syr werdt'ell auch oen' Gnegenoest Höländer von'auen' Seiten begehén haben.

Mir fuhr in die Knochen, als von so naher Möglichkeit laß. Deinetwegen, Traufste, und ein Bißchen auch um Adolfs willen, der mit der ganzen Tafelage seines schamhaft versteckten Herzens an dem Nadel hängt. Leicht wirds nicht werden, nach der Amputation Euch als Pärchen einzurichten und in immerhin avancirtem Lebensalter (immerhin, junge Schwieger!) plötzlich wie zwei Wellenfittiche auf schmalem Stänglein Euch allein gegenüberzusitzen. Bindet sich aber; und paßt in die Jahre, wo Aufregungen durch die Brut fatal werden. Der Junge bleibt Euch und Kapitän's kommen oft und nicht lange allein. Jedenfalls nicht zum Späßen. Si jeunesse savait! Bitte deshalb gehorsamst, sich nicht zu wundern, wenn der auf die Postille Gebücte heute stockernsthaft redet.

Bis zu zwanzig Gramm kostet ein Brief noch immer zehn Pfennige. (Das ist ja wieder mal das Hauptdelikt.) Nur soll der Umschlag doch auch einen Inhalt haben. That is the question. Man will Substanz geben und fände nur Konversationstoff, der so wie so schon das Leben verpestet. Für Klatsch doch wohl Beide zu gut und Gewisses weiß man nicht. Wächstest immer, daß „Etwas passiert.“ Warum denn? Sind ja stolz drauf, daß davon allmählich entwöhnt. In der nächsten Zeit ist böiges Wetter nicht zu erwarten. Wenn S. M. im Mittelmeer kreuzt, ist über allen Reichsgipfeln Ruh. Daß der alte Lucanus (der sich in sehr verleithlicher Stellung stramm und sauber gehalten hat) vor dem Sommer verschwindet, ist möglich; die um die Nachfolge Strebenden könnten sich irren. Möglich auch (trotzdem hier vielfach kolportirt), daß drei Ministerwohnungen frei werden. Eine ist schon, seit Du schriebst: Hans Hammerstein ist vorgestern an einer Herzgeschichte gestorben. Für die res publica (Adolf Mezzofanti überhebt viel schwierigere Sachen aus dem Handgelenk) kein Verlust. Eifer genug; aber keine Ueberfracht an Kulturgedanken und allzu wenig Geschmack. Eines Welsenministers Sohn, der in Brusttönen gegen die Welsenpartei zetert: macht sich nicht gut. Scherz von S. M., werde ihm nächstens silbernen Maulkorb mitgeben, zwar dementirt, doch von Ohrenzeugen bestätigt. Der dritte Hammerstein, mit dem Preußen Pech hatte. Namen des Erben meldet der angestammte Scherl. Kombiniren war nie meine Lust. Daß noch Zwei gehen, glaube auch erst, wenn im Lokalanzeiger steht. Der König sieht nicht gern neue Gesichter. Das Meiste übrigens jetzt anständig, Manches vorzüglich versorgt. Kultus ist immer eine böse Ecke. Wer da sitzt, hat nichts zu lachen; alle Wechsel einlösen, die das Centrum zieht, und die Polen mit Papierkugeln ins Bockshorn jagen. Gebe zu, daß die Geschichte in größerem Stil betrieben werden könnte. Käme aber ein halbwegs Moderner hinein, dann würde er Dir und Deinen Standesgenossen noch weniger passen. Die Hauptthese ging ja gegen Althoff, den Mi-

nisterialdirektor a latere (siehe Landwehrlexikon), dem nicht gerade die Herzens-einfalt eines Landpastors, doch eine Riesenportion Verstand nachzurühmen ist. Kein Wirklicher Geheimer nach der Schnur; frogt von Persönlichkeit und nimmt die Dinge mit überlegenem Humor. Sehr richtig, daß S. M. ihn konservirt und mit auf den Kahn frachtet. War der Einfall, die aufgeregten Hochschüler in die Weinkneipe zu lofsen, nicht ganz famos, gegen alle Kleiderordnung der Bureaokratie? Statt aber Lob zu ernten, weil er als Excellenz einfach aufs Ganze ging, muß er sich von den Bewirtheten nun öffentlich nachrechnen lassen, wie viele Füllen Sekt er geschmissen, welches Futter angeboten und wie viele Henry Clay herumgereicht hat. Du alte Burschenherrlichkeit!

Da hast Du die Befcherung. Der senile Bruder verschwaht sich und Mesfrou wird müde, ehe er noch ans eigentliche Beweiäthema kommt. Einen letzten Versuch, den Klepper zu tummeln. Wehmuth scheint aus der Feder zu tröpfeln, mit der Du schreibst, seit Neunzig seis bei Euch nicht so still gewesen. Solltest Dich drüber freuen, Erzborsifin, und den Klein-Flottbecker segnen, der uns so weislich geführet. Im Ernst. Deine Fraktion hat nun keinen Grund mehr, die Unterlippe hängen zu lassen. Alles wieder im Loth. Fünfzehn, auch zehn Jahre schon ist ja vielleicht ein Biöchen lange für bloße Heimkehr ans alte Ziel; aber es ist erreicht. Müht Euch nach neuen oder billig abgelegten Idealen umsehen, wenn keine Reigung, ins Gouvernement einzuschwenken. Lieder von donnemals ziehen nicht mehr. Das bleibt Bülow's Verdienst. Dem auch kein Gerechter Fortschritte absprechen kann. Kaum möglich, ohne Schöpferkraft mehr zu leisten. S. M. viel ruhiger, das Verhältniß zu den angeblich konservativen wiederhergestellt, Komplimente von Bundeshäuptern und auf der linken Seite nichts eingebüßt: allerlei Achtung. Die Karre läuft flotter als je. Und nach außen wirkt's gut, daß der Kanzler in Handgemenge mit den Sozialdemokraten immer oben bleibt. Weil ers so gut kann, thut ers so oft. Die Leute machen's ihm freilich bequem. Internationale Politik war stets ihr wunder Punkt. Keinen Schimmer von Ahnung und ganze Wagons voll Ethik, mit denen die Welt gebessert und befehrt werden soll. Halten noch bei David Urquhart und dessen Portfolio von anno 1836. (In Russensachen Bebel Dir übrigens näher benachbart, als Dein gläubiges Herze zu wissen scheint.) Da hats Bülow leicht; war während der Bulgarengeschichte in Petersburg und hat auf dem Balkan gesehen, wies in der Welt zugeht. Geradezu ein Sammer, daß wir nie eine Opposition haben, in deren Köpfen sich diese Dinge wenigstens in Umrissen malen. Unsere Parlamentarier werden heute (auch von Euer Liebden) unterschägt; in den letzten Monaten ist manche sehr verständige Rede gehalten wor-

den. Gehst aber ins Auswärtige, dann ist Blödsinn Trumpf. Setzt wieder die Schimpfereien auf Niklas und seine Leute. Soll damit Ruth prästirt sein? Nicht mal in England Sitte, wo es doch einen Zweck haben könnte. Umständlicher Nachweis, daß schon Bismarck sich vor dem Zaren „erniedrigt“ habe. Angenommen (aber nicht zugegeben), es sei so gewesen: that er's aus Privatvergnügen? Weil er gern Staub leckte und nicht so viel Courage hatte wie Bebel und Vollmar? Oder schluckte er auch diese Pille, weils ihm im deutschen Interesse nöthig schien und er persönliche Reigung opferte?

Und da wären wir denn endlich vor Rhodus; drei Schritte noch und der Tanz kann beginnen. Elfengekicher über meine Prophetengabe (mit der, weiß Gott, nie geproßt), das mich zur Schreibmaschine befehren könnte, weil dann von hochwichtigen Familienbriefen Abschrift zu haben. War alles vor drei Monaten Gesagte wirklich so kindisch und falsch? Auch, daß Eure Handelsverträge nicht mehr gefährdet seien und bis über Manteuffel hinaus alles sozusagen Konservative entzücken müßten? Daß sie glatt durchgehen und den Kanal mitschleppen würden? Daß der Kanzler, den Ninette im Ruffchen glaubte, vor seiner glorreichsten Saison stehe? Hilft nicht. Von der Tafel des Erinnerens gewischt. Die Russen haben Keile bekommen und deshalb ist der Greis im Silberhaar vor der großen Patriotin für ewig blamirt.

Den Prophetenmantel gebe ich billig; stand mir nie zu Gesicht. Leugne auch keinen Augenblick, daß ich mir die Entwicklung anders gedacht hatte. So ist's Leuten gegangen, die von Kriegführung wesentlich mehr verstehen als Dein Getreuster. Den pfiffigsten Generalstäblern; Waldersee (nicht mein Mann, aber auf diesem Gebiet Autorität und Kenner der beiden Heere) zweifelte gar nicht, daß die Russen nach bösen Anfangsschläppen am Ende den Längeren ziehen würden. Für mich hing Alles (lies, bitte, mein hoffentlich noch Geschäftes vom März 1904 nach) davon ab, ob und wann die Russen ihre Vierhunderttausend über den Baikal bringen würden. Daß sie bis heute noch nicht zur Stelle sein könnten, durfte kein Unbefangener annehmen. Rahmen auch die klugen Japaner nicht an. Wer beginnt denn solchen Krieg ganz unvorbereitet? Daß in der Mandtschuwei kein Heer versammelt war, wußten wir Alle; so hatte der angenehme Herr im Phrajsenthronsaal des Winterpalastes befohlen. Daß aber ein Reich, das vier Millionen Soldaten auf die Beine stellen kann, nach Jahresfrist noch immer in der Minderzahl sein würde (auch bei Mulden, trotz vorausgegangenen Prahlereien, noch war), wußte Keiner. Oder nur Einer: Kuropatkin, der Rußlands Kriegsminister gewesen war und seine Japaner kannte. Höllische Kerle. Alles bis auf den letzten Knopf in Ordnung. Uralter

Feudalstaat mit Kriegstradition. Wenn der Daimyo rief, ließen die Samurai sich schlachten, ohne lange zu fragen, wofür. Auch die Religion erklärt Vieles. Diese Asiaten haben keine Nerven und nicht die ungeheure Schätzung des Individuallebens, die bei uns seit der Aufklärung Mode geworden. Chinesische Sprudeljugend ist auf amtliche Ladung ruhig nach Peking gegangen, trotzdem sie wußte, sie würde von Mama Kaiserin zu Tod gefoltert; kam auch so: die Führer wurden bei lebendigem Leib zerjagt. Darüber wird gar nicht erst viel geredet. Die kleinen Japaner werfen sich zu Duzenden in die Bayonnette. Für sie ist's, obwohl sie auf dem Festland kein Vaterland zu vertheidigen haben, ein heiliger Krieg; endlich die Rache an dem weißen Eroberer. Und da sie das Handwerk bis in die feinsten Zinessen gelernt haben, ist mir zweifelhaft, ob irgend ein europäisches Heer ohne große Uebermacht mit ihnen fertig geworden wäre. Das war auch wohl Ruropatkins Furcht. Deshalb mit seinen Reservekrüppeln immer zurück, jede Offensive vermieden und abgewartet, bis er hunderttausend Mann mehr haben würde als der Gegner. Die kamen aber nicht und von Petersburg aus wurde weiterer Rückzug verboten. Bei Mukden scheint er dann schlimme Fehler gemacht zu haben; Genaues wissen wir noch nicht, können uns aber vorstellen, wie sein Heer aussieht. Adolfs Vergleich mit Barclay und Kutusow hat viel für sich; auch Barclay de Tolly hat ja (wie jetzt von Ruropatkin behauptet wird), als ihm der Oberbefehl genommen war, unter seinem Nachfolger einen Flügel geführt. Die Frage ist nur, ob Lenjewitsch ein Kutusow und ob ein Borodino und Smolensk noch möglich ist. Oben glaubt man bei uns nicht mehr daran; glaubt eher, die Russen würden noch weit über Charbin hinaus nach Norden gehen, dem Japaner bis auf bessere Zeit den Platz in Liautung und der Südmandschurei lassen und, ohne Frieden zu schließen, abwarten, bis er Niene macht, sich die Anerkennung seiner Befistitel und die Kriegsentschädigung aus Moskau zu holen. Was er wohl nicht thun wird. Dann hätten wir also einen Waffenstillstand, der wahrscheinlich Jahre dauern würde. Da aber mit Nikolai zu rechnen ist, kann auch ganz anders kommen. Noch ein Versuch mit untauglichem Werkzeug; mit Leuten, die da unten im Nebel friechen. Vielleicht erst noch ein paar Schiffe zerschossen. Wenn man all die petersburger Dummheiten der letzten zwölf Monate aufschriebe, müßte sich Leporello mit seiner Liste verstecken.

Beglückt Dich nach Alledem der Glaube, die durch Wahl (bitte: so wars!) und Geburt Dir Nächsten hätten schmählich geirrt, dann gieb ihn um keinen Preis her. Geirrt hat Napoleon, als er nach Rußland zog, und Chamberlain, als er Dauer und Kosten des Burenkrieges öffentlich abschätzte; und Beide sahen die Ereignisse nicht aus der Luftlinie Spree-Valu. Solamen est mi-

seris (der Deine weiß Alles). Gestatte in Gnaden dem Neuigen nur, daß er Dir ein Geheimniß ins Ohr raunt, le secret de Polichinelle: In fast jedem Krieg wird Einer geschlagen; und gewöhnlich Der eben, der geirrt hat. Soll schon öfter vorgekommen sein. Sah es Amaterasu von ihrem Wagen noch nie? Der bereits erwähnte Napoleon, kein ganz dummer Kerl, ist geschlagen worden. Rußland beinahe immer. Preußen 1806. Oesterreich 1866. Frankreich 1870. Ungar nicht so selten hat's im Lande des unterliegenden Volkes Etwas wie Putzsch gegeben; andie Commune, gegen die aller russische Quartalschrecken doch Kinderspiel war, sollte das berühmteste Gedächtniß der alten Provinzen sich noch erinnern. Damals lag der Feind vor der Stadt und Versailler und Communards trieben es ärger als sämtliche Nikolaiten. Eh bien! Was ist an der Sache denn nun so unerhört? Im schlimmsten Fall, wenn das Wunder Adolfs nicht noch geschieht, verliert das Zarenreich, nach ungeheuren Opfern, die ihm aber nicht unter die Haut gehen, einen großen Kolonialkrieg. Muß da gleich weltgeschichtliche Epoche gemacht werden? Wie schnell hat das kleine Preußen, das kränkelnde Oesterreich, wie schnell Frankreich sich von Krieg und Bürgerzerfleischung erholt! Nur unsere Röchelsten wollen nicht einsehen, daß mit der rucklosen mandchurischen Gelei für oder gegen Rußlands Chancen in einem europäischen Krieg sehr wenig bewiesen ist. Darauf sind die Brüder gerüstet, dahin schicken sie nicht schlappe Reservisten; und sie wären kultivirten Europäern vielleicht fast eben so gefährlich wie ihnen die wilderen Fanatismen der Türken und Japaner. Was im Land selbst vorgeht, steht auf einem anderen Blatt. Da handelt sichs um die größte Agrarreform, von der wir je hörten, um die Pflicht, endlich die Uebelstände wegzuräumen, die Alexanders mit echtem Tatarenleichtsin erdachte Bauernbefreiung vor vierzig Jahren geschaffen hat. Der Zar, der seinen Bauern Land giebt, sie erkennen lehrt, was Eigenthum ist, braucht vor Revolutionen nicht zu zittern; hätte eine Leibgarde von hundert Millionen Mann. Doch davon wirklich lieber beim Palmencrühstück.

Die ganze deutsche Weiblichkeit hast Du für Dich. Noch eifriger als in der Burenkriegszeit; vergessen ganz, daß gegen Christenthum und Kaffe optiren und die Partie Englands spielen, dem sie gestern noch blind an den Kragen wollten. Erinnert mich an zweite Jugend im berliner quartier latin, wo auch alles (nicht immer edel) Weibliche für Japan erglühte. Setzt respectable Gefühle. Freiheit, Menschenrechte, toute la lyre; und die Leyer (das Bild ist von Schiller, mein Kind) riecht nach Männlichkeit. Gar nichts dagegen, daß die Damen sich dem Tapfersten zuneigen; könnten nur für unsere Afrikaner auch noch was übrig lassen. Schwerer begreiflich ist mir der Zobel nüchterner

Herren der Schöpfung. Wenn Rußland wirklich in die Brüche ginge: wer jauchzt denn, weil ein Hauptkunde Pleite macht? Möchte wissen, wies in der oberschlesischen Ecke aussähe. Und was aus der ganzen europäischen Wirthschaft würde, wenn Bäterchens Finanzminister auch nur einen staatlichen Zinscoupon uneingelöst ließe. Débâcle mit Eichenlaub und Schwertern. Etwas noch nicht Dagewesenes. Und die politischen Folgen? Frankreich (daß ohnehin nicht mehr gefährlich; zu viel Kultur und zu wenig Menschen) wären wir los, aber mit England ohne Möglichkeit russischer Hilfe allein. Etwas Zufall, daß jetzt zum ersten Mal ernsthaft an deutsch-britischen Krieg zu denken war? Und macht Japan den selben Fehler wie England in den Tagen der Bucele, setzt sich, statt seine insulare Lage ostbritisch nach allen Seiten auszunutzen, auf dem Kontinent fest, dann sind wir die Nächsten dazu und können die Gelder für Kiautschou lieber sparen. Shantung Ade! Wenigstens für seriöse Pläne. Siehst Du, Strahlen uns Spendende: solche Gedanken können auch ohne Rubelnachhilfe von den Selben wegscheuchen. Der Angelsache mag jauchzen, der französische Radikale sich den Russen alsbald seiner Kirchennächte vom Hals wünschen. Aber wir?

Für uns kommt bei dem Geschäft nichts heraus. Fürchte, die Entrüstung ist allzu wörtlich zu nehmen: schwächt wirklich unsere Rüstung, ehe die für Deutschland wichtigsten Auseinandersetzungen beginnen. Deshalb drehe ich nicht mit an der Walze. Dein Jammerruf, daß Bismarck es nicht mehr erlebt habe, sehr berechtigt. Glaubst aber, Der hätte auf Deine Karte gesetzt? Ree, mein Häselen, sagte Wrangel zu Dir, als der schöne Bahn noch nicht zerrissen war. Gethan hätte er was. Entweder den Russen Dienste geleistet, die unter Brüdern einen ordentlichen Fehzettel werth waren, oder mit dem ganzen Einsatz auf Gelb gegangen. Kummer Eins oder Zwei; so lange er aus dem Vollen schöpfte, sicher. Die Leute sagen, er habe Glück gehabt; nicht falsch. Aber in einem Lustrum erst England, dann Rußland in schwerster Verlegenheit: solche veine war ihm doch nicht beschieden. Und da sieht das Elend: wir ruhen nichts aus. Bülow ist ein famoser Kapitän für ruhige See, um die Passagiere auf dem Promenadendeck zu unterhalten, und nicht dafür verantwortlich, daß die Zeit größer als er. Jetzt sieht's ja aus, als sollte wenigstens den Franzosen, während der Liebste in Asien blutet, die marokkanische Suppe versalzen werden. Kommt da auch wieder nichts raus als dekorative Huldigung und Friedensdemonstration, dann, weiß der Himmel, ziehe ich mich von dem politischen Kram zurück, gründe, mit Adolf als Nachportier, ein Marienheim für verlassene Seemannsfrauen und bleibe, weiß oder gelb, nur noch Dein Knecht und weiland Bruder

Moritz.



Liaisons dangereuses.

Ein ganz junges Mädchen, frisch aus dem Kloster in die Welt versetzt, wird von zwei eleganten Verbrechern mit Rath und That, ohne daß sie ahnt, was mit ihr geschieht, bis zu den niedrigsten Berrichtungen der Dirne gebracht. Es entsteht ein Ungeheuer aus Vasterhaftigkeit und Raveität. Eine seit Kurzem glücklich verheirathete, fromme Frau wird von dem selben Verbrecherpaar, durch langsame Qualen geriebener Verführung hindurch, in Schande und Tod getrieben. Der Mann, der, geleitet von seiner Helfershelferin, Dies vollbringt, beginnt beide Unternehmungen ohne eine Spur von Gefühlsdrang und nicht einmal aus Sinnlichkeit. Bei dem kleinen Mädchen kommt ihm niemals Liebe. Im Fall der jungen Frau entsteht sie unter dem Stachel langen Widerstandes; er unterdrückt sie, in der Besorgniß um seine Ueberlegenheit, aus Furcht vor dem Hohngelächter der Genossin; und wirft sich mit verdoppelter Wuth auf die Zerstörung des liebenden Opfers. Liebe darf nur Mittel zur Herrschaft über Menschen, zum gesellschaftlichen Erfolg sein. Eine Frau verführen, ist erst halbe Arbeit; die andere Hälfte: sie verderben. Die beiden Schlimmen sind nur die Gelungensten eines Typus. Ein Offizier hat drei Frauen auf einmal unmöglich gemacht; die Marquise von Merteuil ist noch geschickter und besiegt ihn. „Ich will ihn haben und werde ihn haben; er will es sagen und wird es nicht sagen.“ Es geschieht, wie sie will. Der Ehrgeiz vieler Frauen ringsum richtet sich auf das Selbe; nur sind sie nicht so begabt. Die Männer sind sämmtlich weniger glänzend als der Vicomte von Valmont; weil aber ihr Sieg in Leichterem besteht als der Sieg der Frauen, brechen dennoch unter den Tritten manches Helden die weiblichen Existenzen zusammen . . . So ist, in dem Roman von den Liaisons dangereuses, die gute Gesellschaft unmittelbar vor der französischen Revolution.

Die Grundlage von Alledem ist ein durch nichts unterbrochener Mühsigang. Nicht einmal Vorzimmer-Intriquen in Versailles unterbrechen ihn; dieser Theil des Adels lebt ohne Ehrgeiz, erst recht ohne geistige Interessen und vollends ohne Selbstsucht. Dennoch arbeitet der Geist der Zeit noch in den leichtesten Köpfen: der Geist des Jahrhunderts der Vernunft, analytisch und dem Gefühl feindlich; und das Einzige, was sie kümmert, die Liebe, sie betreiben sie, als erfänden sie Musterbeispiele für eine Physiologie de l'amour. Sie sind Psychologen in Aktion. Sie greifen eine Frau an, um zu sehen, welche Stadien die gehetzte Seele durchlaufen wird, ehe sie erliegt. Sie schlürfen Gefühlsnuancen. Tischgenossen wetten für und gegen die Tugend einer Abwesenden, und wer sie zu Fall bringt, hat eine Geistes that hinter sich und einen glücklichen Feldzug. Der Klatsch ist unendlich bereichert und

veredelt. Die Liebe ist das herrschende Gesellschaftsspiel, unglaublich prickelnd, weil es immer im Begriff steht, ernst zu werden und den Kopf zu kosten.

Denn es wäre verhängnisvoll für eine kürzlich Eingetroffene, für einen Neuling, wenn sie sich durch Ton und Schein in die Irre führen ließen. Offen werden die erstaunlichsten Geschichten erzählt, als sei nur ein Spaß. Der und Jener giebt einem Kreis von Damen geistreich die Manier zum Besten, in der die Gräfin Soundso sich ihm gewährt hat. In einer Schloßgesellschaft verabredet sich ein Paar für die kommende Nacht und zieht einen gemeinsamen Freund hinzu, der ihnen das Vergnügen ermöglichen soll. Lauter Geheimnisse Polischinells: nur hüte man sich vor dem Augenblick, wo irgend Etwas nöthigt, die Fiktion des Nichtwissens fahren zu lassen. Dann schlägt unermittelt der Spaß in düstere Wirklichkeit um, die Slepsis in spanische Ehrliebe. Keine Frau darf bei der Einschiffung vergessen, daß an Cytheres anderem Ende ein großes Kloster starrt, zu lebenslänglicher Einsperrung; kein Mann, daß in einem Haus, wo er erwünscht wird, ein Hause riesiger Lakaien ihn einfach totschlagen kann. Die persönliche Sicherheit ist erst unvollkommen verbürgt und endet beim Selbstschutz des Anderen. Die nächstlich einander Genießenden werden noch aufgestört zu angstvollem Durchshaushorchen und zu einem Auf nach dem Degen. Und auch Das schärft, wenn es einem Kulturmenschen geschieht, das Denken, macht umsichtiger und klarer. Man hat es so nöthig, den inneren Gängen aller Beteiligten genau nachzutasten. Der erste Anlaß, aus dem man Psychologe ward, war der Rüßiggang: aber der Zwang, durch den man es bleibt, ist die Gefahr.

Die nothgedrungen erworbenen Eigenschaften vervollkommenet man bewußt; man verachtet das Gefühl, das man durch Vernünftelerei zersezt, unter Ausschweifungen erstickt hat; schämt sich sogar des Glückes, das Einem unberechnet zufällt. Man kommt durch den Mißbrauch der Analyse endlich zu ganz gefälschten Begriffen, glaubt, daß Wonnen gewollt und herbeigeführt werden müssen, und sagt: „Ich empfand eine unfreiwillige, aber köstliche Regung.“ Das Gehirn arbeitet so einseitig, daß man vor gewissen Erscheinungen aus Feinheit zum Dummkopf wird. In dem Augenblick, da Jemandem wirkliche Liebe zugefallen ist, ruft er aus: „Man muß darauf verzichten, die Frauen kennen zu wollen!“ Denn Diese ist gestohlen; und Das kann nur eine neue List, ein weiteres Mittel, um weh zu thun, sein. Wandelt Einen eine echte Empfindung an, so beeilt man sich, sie dadurch zu rechtfertigen, daß man sie ausnützt. Man hat Nerven und kann im Lauf einer kaltblütig eingeleiteten Verführungszene in ehrliche Thränen ausbrechen. Einem Valmont aber fällt, noch während sie rinnen, ein, welche Wendung sie der Szene geben können, und er spielt in dieser Richtung weiter. Auch ihm kann geschehen, daß er sich verliebt und eine Frau glücklich machen möchte: aber doch nicht um ihret-

willen. Sondern „das Experiment, das ich mit ihr anstellen will, erfordert, daß ich sie glücklich, vollkommen glücklich mache.“ Das Experiment soll herausbringen, was aus einer schüchternen und leidenschaftlichen, sehr frommen und bis dahin streng tugendhaften Frau, die sich ihm endlich hingab, wohl wird, wenn man sie auf dem Gipfel des Glückes plötzlich mit einem Fußtritt entläßt.

Man ist vorurtheillos genug, um seine Experimente auch auf die Tugend auszudehnen, wenn man am Wege des Lasters einmal auf eine stößt. Valmont vollbringt, böser Zwecke wegen, eine gute That, spürt Vergnügen und ruft mit Genugthuung: „Ich bin versucht, zu glauben, daß, was man die tugendhaften Leute nennt, nicht so verdienstvoll ist, wie man uns gern vorredet.“ Er benimmt sich manchmal hochanständig. Das kommt dann daher, daß die Unanständigkeit zu leicht, also seiner nicht würdig gewesen wäre. Eine Dame, mit der er die Nacht verbracht hat, scheint, dank einem unvorhergesehenen Zwischenfall, verloren. „Man muß zugeben, es hätte Spaß gemacht, sie in der Lage drin zu lassen; aber konnte ich dulden, daß eine Frau um mich und nicht durch mich ins Unglück käme? Und sollte ich mich, wie der Durchschnitt der Männer, von den Umständen meistern lassen?“ Die Schwierigkeit einer Sache ist immer das Ausschlaggebende. Valmont hat die tugendhafte Präfidentin früher lächerlich gefunden, schlecht angezogen, putenhast; eines Tages aber fällt ihm auf, daß Niemand sich mehr um sie kümmert; ihre Tugend, die „schon zwei Jahre des Triumphes“ hinter sich hat, gilt als unumstößlich; also muß Valmont sie umwerfen. Aber nicht durch Ueberrumpelung. Nicht auf „den albernen Vortheil, eine Frau mehr gehabt zu haben“, kommt es an; sondern auf „den Zauber langer Kämpfe und einer schwierigen Niederlage.“ Sie soll kämpfen, diese Frau, für die die Hölle noch etwas Wirkliches ist. Er will ihre Qualen schmecken, den Duft ihrer Angst einathmen. Was ein Mensch dem anderen zufügen kann, erfährt man im Lauf dieser Inquisition eines Psychologen, wie man es bei der der Mönche erfährt. Er nimmt sie nie, so oft ers könnte; er hat Zeit, bis sie, sich klar bewußt, daß sie ihr ewiges Verdammungsurtheil fällt, ihn in ihre Arme zieht. Ueber Gott siegen: Das ist hier der Kitzel, dem zu Liebe man sich Monate lang einen fälligen Genuß versagt.

In Alledem ist ein kindisch grausamer Spieltrieb; aber auch ein sehr aparter Stolz. Alles seinem frei schaltenden Willen zu verdanken, nichts Sinnesausbrüchen, nichts dem Gefühl. Durch Gefühl gewährt man Anderen Macht über sich. Wer die Freiheit liebt und die Macht, hütet sich vor der Erniedrigung, „denken zu müssen, daß ich gewissermaßen von eben der Sklavin abhängen könnte, die ich mir unterworfen habe, und daß die Fähigkeit, mir vollkräftige Genüsse zu verschaffen, der oder der Frau vorbehalten sein sollte, unter Ausschluß jeder anderen.“ Nur in kein anderes Wesen aufgehen, keinem Uebergriffe gestatten! Im Gefängniß dieser Gesellschaft des achtzehnten Jahr-

hundertst, der machsamsten, Kleinlichsten, die je da war, wenigstens innerlich ganz kettenlos auftrumpfen! Unter den Worten eines Roués, der sich gegen die Liebe sträubt, wird, dumpf dröhnend, der Aufstand der Persönlichkeit gegen die Gesellschaft vernehmlich. Dies Geschlecht wird die Revolution vollbringen, in der „Gleichheit“ nicht viel mehr als Redensart, aber „Freiheit“ wildester Ernst sein wird: Befreiung des Individuums . . . Nun ist es befreit; und der erste und größte der neuen Menschen, Chateaubriand, hat sein einsames Empfinden und seine stolze Langeweile über Steppen, durch Urwälder und die Ränder von Ozeanen entlang getragen. Wenn jetzt Balmont zurückkehrte? Da ist er, in Russets Confession d'un enfant du siècle: beträchtlich ermattet und vom Gewissen angeknüttelt, aber mit der selben Neugier des durch Ausschweifungen Ernüchterten und wieder verliebt in Eine, die sich ihm opfert. Und was entdeckt er nun auf dem Grunde dieser Liebe? Russet entdeckt: „Während Deine Lippen die seinen berührten, während Deine Arme seinen Hals umschlangen, während die Engel der ewigen Liebe Euch, wie ein einziges Wesen, mit den Banden des Blutes und der Luft umwanden, waret Ihr einander ferner als zwei Verbannte an den beiden Enden der Erde, getrennt durch die ganze Welt.“ Wie viele Liebende werden fortan Dies wiederholen, wie viele Dichter! Als der Roman auf seine Höhe gelangt, deckt der Ueberdruß am Wissen um die eigene Einsamkeit den schwarzen Schleier über alle Schöpfungen Hauberts. Als der Roman sich reif zu Ende neigt, ist unverbrüchliche Einsamkeit die Tragik jeder Seele, die Maupassant beschreibt, — Einsamkeit, gegen die man sich den Kopf einrennt, Einsamkeit, die man weltmännisch verachtungsvoll weiterträgt. Jedes hochstehende Gefühl ist mit diesem Mal gezeichnet, während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts.

Dem achtzehnten ist es unbekannt. Der Liebhaber von damals nimmt sein Alleinsein leicht. Er macht sich ein Verdienst aus den egoistischen Etappen, zu denen das andere Wesen ihm nur Vorwand ist und in denen unvergessen bleibt, daß, was man in diesem Augenblick umarmt, im nächsten ein Mittel sein wird, die Aufmerksamkeit eines Salons auf sich zu ziehen; ein Geräth, sich hinaufzuhissen, ein Weg zum Ruhm, ein Unterdrücker, ein Feind. Unabhängig und ganz frei von Gemüth; leicht beweglich und immer in der Spannung vor dem Kampf; tapfer und überaus unbedenklich; ohne alle Sehnsucht; ein elegantes, gelassen auf sich selbst beschränktes Raubthier: so ist Balmont der jüngere Bruder des Hippo Spano und der Kokolomensky ein Nachzügler der Renaissance. Gewiß: er hat weniger Kraft und viel mehr Eitelkeit. Die Empfindungsform, wie der Kunststil, ist in den dreihundert Jahren, die vergingen, dünner und verschönerter geworden; doch ist die Grundlinie die selbe und der Weg, den diese Kultur nahm, von keiner gewaltthätigen Hand noch aufgerissen und abgebrochen. Ein Salon in der Mitte des

achtzehnten Jahrhunderts ist eine verkommene Republik des fünfzehnten, in Denkweise und herrschenden Trieben, in der Fähigkeit einer zum Kleinlichen entarteten Rachsucht, in manchem aus seidenem Geknistert jäh hervorbrechenden graffen Wort, in hundert mit Spigen besetzten Roheiten des Gefühles und skrupellosen Handlungen. Aus einer Liebesaffaire einen Hinterhalt zu machen, ist die wenigst gewaltfame, das Durchstößern eines fremden Schreibtiſches längst nicht die unartefte. „Ich bedaure, daß ich nicht stehlen gelernt habe; aber unsere Eltern denken an nichts.“ Am anderen Ende der Stala liegt dieser Ton: „Habe ich erst diesen Triumph erreicht, dann will ich meinen Rivalen zurufen: Seht mein Werk und suchet ein zweites, das ihm gleicht, im Jahrhundert!“ Ein Römer konnte so sprechen, wenn er einen halben Welttheil erobert hatte; ein Condottiere nach der blutigen Einnahme einer Jahre lang listig belauerten Landstadt. Der Caesar des achtzehnten Jahrhunderts verkündet es bei der bevorstehenden Niederlage einer Frau.

Wie böß diese Zeiten waren! Welches niemals aussehende Bewußtsein der Feindschaft von Mensch zu Mensch, welche Gefeitheit gegen jeden Anflug von Wohlwollen muß damals Einem eigen gewesen sein, damit er kalten Blutes eine Unglückliche aus einem mörderischen Affekt in den anderen hegen, dem Instrument dieser Seele Melodien der Qual entlocken konnte, — zu seinem Ruhm! Welcher Spätere konnte Das fassen? Als einmal die alte Gesellschaft zersprengt war? Denn nur sie, mit ihrem unablässigen Aneinanderreiben der Eitelkeiten, war im Stande, solche Gehirne zu bilden. Böse wird der Mensch erst, wenn er unter Seinesgleichen ist und aufs Handeln ausgeht. In seinem Zimmer ist er nicht und nicht im Walde. Der einsam Betrachtende neigt zur Güte; und gutmüthig und naiv kommen nun die romantischen Jahrzehnte, naiv und gutmüthig bis in ihre Libertins. Der Wunsch nach Frieden zwischen den Geschlechtern wird sehr groß; das Bewußtsein von ihrem Kriegszustand geht fast verloren; er muß künstlich wiederentdeckt werden, wie eine neue Wahrheit. Wie dazu Valmont die Schultern gehoben hätte! Aber die Marquise von Merteuil hätte in ihrem geschulten Gesicht keine Miene verzogen.

Denn die Marquise äußert grundsätzlich nie, was sie gerade denkt; und sie hat dafür gesorgt, daß man es nicht erräth. Gleich bei ihrem Eintritt in die Welt hat sie sich in Arbeit genommen, jede unwillkürliche Freude unterdrückt, sich Schmerzen beigebracht, um sie unter Heiterkeit verbergen zu lernen; ließ in der Hochzeitnacht sich kein Vergnügen anmerken, damit ihr Gatte sie für unempfindlich halte und Vertrauen fasse. Unter ihren Liebhabern ist keiner, der sich nicht für den einzigen hielte; denn keiner seiner Vorgänger oder Nebenmänner durfte Etwas ausplaudern: von jedem kennt sie ein gefährliches Geheimniß, selbst von Valmont. Sie ist sich bewußt, Valmonts Leistungen tausendmal zu überbieten. Er mag viele Frauen ins Unglück gebracht haben;

wenn er aber unterlag? Dann wars eben ein Erfolg weniger; sie aber, sie wagt. Wie viel mehr Schlaueit hat sie nöthig! „Glauben Sie mir, Vicomte, man erwirbt selten die Eigenschaften, die man entbehren kann.“ Auf den Ehrgeiz, ihre Liebhaber im Zaum zu halten und der Gesellschaft zum Trost zu leben, verwendet sie den Willen einer Katharina. Sie ist in Wahrheit auf der Höhe des Jahrhunderts. Valmont vergleicht sich umsonst mit Lucenne und Friedrich; er prahlt zu viel; auch ist der Stoff, in dem er arbeitet, zu unmännlich, wie er ein einziges Mal selbst zu fühlen scheint. Er kann in diesem weiblichen Zeitalter immer nur die zweite Rolle spielen. Die Merteuil erst, das weibliche Genie, erhebt die Liebesintrigue zur hohen Philosophie und zum groß angelegten Spiel um die Macht. „Unser Programm heißt: erobern.“ „Ich stieg in mein eigenes Herz und dort studirte ich die Herzen der Anderen.“ Valmont weiß nur, was ihn angeht, was die Praxis des Verführers ihn gelehrt hat. Er hat, zum Beispiel, grundsätzliche Meinungen über alle Frauen. Er ahnt nicht einmal, was seine ehemalige Geliebte, die Merteuil, in Wirklichkeit für ihn fühlt, seit sie sich in Güte getrennt haben; er wähnt, eine Frau verzeihe Dies. Nur sie sieht klar in Allen und ist gerüstet, Jeden zu treffen. Sie gelangt, libertino in jedem Sinn, im Lauf ihrer lasterhaften Ueberlegungen zu den vorgeschrittensten Maximen. Sie ist Kesthetin; bereitet sich durch wechselnde Lecture auf die Stimmungen vor, die die Liebesnacht ihr bringen soll; wird bei erotischen Seltsamkeiten landen. Sie hat einen Künstlerhaß auf die Platitude und auf jene Frauen, die leichtsinnig aus Dummheit und nichts weiter sind als Amusirmaschinen. Um nur ja nicht im Gewöhnlichen stecken zu bleiben, geht sie, als Beratherin der Jugend, bis an die Grenzen der offenen Gemeinheit. Diese weiße Korruption eines vertrauenden kleinen Geschöpfes! Und der bewußte Todesstreich gegen seine Geliebte, zu dem sie Valmonts eitle Hand lenkt! Sie hält sich als Bundesgenossin zu dem Feinde ihres eigenen Geschlechtes. Erst sie bezeichnet wahrhaftig in der Menschheit die Stelle, wohin nichts Menschliches mehr dringt. Die Frau der Renaissance bleibt weit zurück. Das Leben der Katharina Sforza müßte ganz aus dem einen Moment auf Imolas Festungswall bestehen: „Mein Kind? Tödet es nur! Ich mache mehr!“ Und auch dann noch wäre sie keine Merteuil. Diese Frau ist unberührbar; das letzte Laster ist unberührbar gleich der äußersten Reinheit. Es gäbe nichts, woran sie zu Grunde gehen könnte; nur ihr eigener Stolz bringt sie um. Und als dann Alles am Licht ist und sie in einem Theaterjoker ausgehöhlt wird von eben der Gesellschaft, die sie gänzelte, von den heuchlerischen Halbschurken, denen nur Muth und Genie fehlte, um zu werden, was sie ist: da wird ihre Größe frei. Sie triumphirt noch im Untergehen; Niemand kann glauben, daß sie sich getroffen fühlt, und man muß immer lauter werden und man erschrickt fast: rührt sich doch nichts in ihren Nieren!

Wo blieb sie, seit sie verschwand? Sie ist bis zur Stunde nie wieder-gekehrt, nicht einmal mit verwässertem Blut, wie Valmont wiederkehrte. Im Werk des nächsten Bildners einer Gesellschaft, bei Balzac, ist die gefährlichste Frau keine Marquise; es ist eine kleinbürgerliche Cocotte. Und diese Marneffe thut nichts Fürchterliches, läßt nur zu, daß sich ein armer Alter an ihr zu Grunde richtet. Sie hilft nur ein Bißchen nach. Wenig Initiative der Sinne, gar keine des Geistes. Statt aller Philosophie ein paar Dirnencynismen. Welch tiefer Fall, nachdem noch soeben auf dem Gipfel der Kultur die heftigste Bosheit geherrscht hatte! Wie war das Böse heftiger als in der Merteuil; und da für die Kunst Intensität Alles ist, kann man zu dem Glauben kommen, die Merteuil sei eine der großen Gestalten der Weltliteratur.

Ihr Dichter war ein Soldat der Revolution. Er war es als General bei der Rheinarmee und der in Italien; und er wars in seinem Buch. Es erschien 1782, noch drei Jahre vor „Figaros Hochzeit“, und es ist als Partei-schrift gemeint. Valmont und die Merteuil bedeuten die Verkommenheit des Adels; als dritte Hauptfigur vertritt die von den beiden Verbrechern zu Tod gequälte Präsidentin Tugend und Frömmigkeit des Bürgerthumes. Ohne Willen Laclos' schillert aber sie erst recht von Zerkung. Unredliche Sinnlichkeit blinkt in ihren thränenden Augenausschlägen. Sie ist eine Zeitgenossin der Sünderrinnen des Creuze und eine späte Verwandte der Magdalenen von Carlo Dolci. Sie ist, diese kleine Bürgergans, der ihres Mannes richterlicher Adel Zutritt in die Welt verschafft hat, ganz weg in den schlimmen, schneidigen Valmont; und damit bei dem Kitzel, den sie sich nicht länger versagen kann, auch der Himmel nicht zu kurz komme, nimmt sie sich vor, den Ausgestoßenen zu erlösen, für ihn das Martyrium zu erleiden. Laclos hat Das gegeben, wie es ist, und es steht Jedem frei, es widerlich zu finden; er selbst aber hat es schön gefunden, daran ist kein Zweifel. Choderlos de Laclos liebt Frau von Tourvel. Hat er sie immer geliebt?

Als junger Offizier, schmal und düster, hat er die ersten Blicke auf die glänzendste Gesellschaft Europas geworfen, die ein Mensch mit Künstlerinstinkten schwerlich ansehen konnte, ohne sie insgeheim an sich zu reißen, sie in seinen Träumen zu verschlingen. Er wird das Alles begehrt haben, alle Eleganz, allen Ruhm der Roués, alle Frauen. Die Merteuil war die Krone von Allem: er wollte sie haben. Sicher ist, daß Niemand eine Frau so in Worte einfängt, er hätte sie denn geliebt. Es wird ihm in der Phantasie ergangen sein wie Valmont in der Wirklichkeit; er wird, sich hindurchträumend durch Verfeinerungen, von der Merteuil zu der Tourvel gelangt sein. War er doch Valmont! Wie hätte er sich später seiner so gut entsonnen, wenn er ihn damals nicht in sich gehabt hätte? Einige Jahre vielleicht; während deren er ver-

gebliche Anläufe gemacht haben wird, zu sein, als was er sich fühlt. Es halten ihn ab: Armuth, Schächternheit Dessen, den nicht die That emporbringen soll, und Instinkt eines künftigen Berufes. Dann entscheidet die Zeitbewegung; seine enttäuschte Begierde richtet sich feindsällig gegen die Klasse, in der er so gern triumphirt hätte. Jetzt erst hat er den Standpunkt zu ihrer Schilderung. Er fühlt: ich habe, ohne daran zu denken, erlebt, was die Zeit wollte, das man erlebe. Und was in dieses Buch fließt, ist Alles, was mir beschieden war, bin ich ganz. Es heißt vorsichtig damit umgehen. Dies lehrt nicht wieder; mein ganzes Leben sieht auf diesen Moment; und meine Zeit. So trägt er sein einziges Buch lange aus, es kommt vollreif zu Tage, die Briefe, in denen er es komponirt, werden ohne ein Schwanken hingeschrieben, ohne ein Durchstreichen. Es ist das Werk eines Vierzigjährigen, ein Werk von der Lebenshöhe, und ein Meisterwerk. Es wäre unmöglich, feinere Intriguen ganz und gar aus feilschen Thatfachen abzuleiten, eine energische Katastrophe moralisch besser zu füllen. Der emphatische Briefstil der „Neuen Heloise“ liegt weitab; hier ist die bildlose Schärfe von Candide und dem Essai sur les Moeurs. Rapide Handlung, schneidende Reflexion. (Nur die kämpfende Tugend der Präsidentin hemmt ein Wenig.) Zusammensühten aller Fäden, an denen zum Schluß lauter Leichen hängen, in der Hand der Ältesten, Ueberlebenden. Das Buch ist geschickt und tief, unangreifbar in der äußeren Sprache und im Spiel der inneren Federn.

Es ist abgestreift; nun hieße es, weiterwachsen. Eins, was in Valmont war, darf der Mann der Revolution fortbilden: seinen Persönlichkeitsstolz. Valmont konnte die Gesellschaft noch nicht entbehren; der Schüler Rousseaus glaubt, es zu können. Ein Jahr nach den Liaisons schreibt er über die Erziehung der Frauen; und seine Erziehungsmethode beschränkt sich darauf, daß er ihnen das „Naturweib“ vorführt. Zwar hat den „Naturmenschen“ Niemand je gesehen, Rousseau erfand ihn von Kopf bis Fuß; aber es giebt ein unerforschtes Afrika, wo er stecken könnte. Für Alle ist sein Vorhandensein eine wahre Herzensangelegenheit. Er ist dem achtzehnten Jahrhundert so viel, wie dem neunzehnten der Bithesanthropos werden wird. Laclos ist ihm ganz ergeben. Die sündensöhne Bürgerdame liegt hinter ihm; jetzt ergeht er sich in verliebten Schilderungen des sonnenbraunen Naturmädchens, das, von unbekannter Gluth verzehrt, in behauter Sonnenaufganglandschaft sich wirren Blickes auf den ersten Mann stürzt. Besorgt um ihren Ruf, kommt er dem Verdacht zuvor, sie möchte nicht recht sauber sein; und Das wirkt rührend bei dem Schöpfer der abgefemtesten Romanfiguren, die je da waren. Gegen Buffon und Voltaire, die dem Naturmenschen nicht hold sind, vertheidigt er das Verlassen von Frau und Kind, — was abstoßen könnte, wenn es nicht von einem Träumer und von einem zum besten Familienvater Bestimmten käme.

Er bleibt Träumer. Den Beweis dafür, daß die Liaisons dangereuses

nicht, wie man zu finden scheint, ein Kunststück kalter Beobachtung sind: Laclos' ganzes folgendes Leben erbringt ihn. Es ist köstlich ungeschickt. Noch 1789 nimmt er vom Herzog von Orleans ein Amt an. Nach der Flucht nach Varennes greift er, um seinem Herrn auf den Thron zu helfen, in einer Volksversammlung zu Gewaltmitteln, übertrieben, nach Art des Schüchternen, der sich in Handlung stürzt. Seine Phantasie und seine Jaghaftigkeit zeigen ihm die Thatmenschen noch viel unbedenklicher, als sie sind. Er will mitthun, sie überbieten; und fällt ab. Die Revolution bereitet ihm als Einzelnem nur Enttäuschungen; er aber hängt an der großen, geliebten Abstraktion; will niemals glauben, daß außer einem kleinen Haufen Unverbesserlicher Jemand ihr entgegen sein könne. Geblendet vom Starren in die weite Morgenröthe, verliert sein Blick die Thatfachen. Er sieht nichts voraus und legt die Sache der Freiheit in die Hände Bonapartes. „Röge nur er leben!“ Seine Leiden kommen ihm nicht von ihr, von der Revolution, sie kommen von Menschen; und in dem Kerker, in den sie ihn, als *homme de génie*, geworfen hat, begehrt er ihre Feste, erfindet er Geschosse, die sie ausbreiten sollen, lehrt er seine Kinder, so lange man ihm das Schreiben erlaubt, ihren Geist. „Die Tugenden sind auf der Tagesordnung.“ Mit der ruhigen Größe, die den Menschen jener Tage als Preis ihrer Gläubigkeit zu Theil ward, trifft er Bestimmungen, „für den Fall einer Krankheit oder eines anderen Unglücksfalles.“ Der andere Unglücksfall ist die Guillotine.

Er entgeht ihr und wird zur Armee geschickt. Es ist Waffenstillstand, auch sind mehr als genug Generale vorhanden und es hiesse, sich durch Ränke hinaufbringen. Laclos bleibt resignirt unten, trennt sich in seinem Bewußtsein immer von „Denen dort oben.“ Er behält im Alter die Neigung des sanften Dichters, die die Neigung ganz junger Menschen ist: die Leute danach zu beurtheilen, wie sie ihn behandeln. Sobald man ihn verwendet, leistet er mit seiner Artillerie die tüchtigsten Dienste. Aber er ist ohne Ehrgeiz, sehr unentschlossen, hat einen etwas pedantischen Gerechtigkeitsinn, fremd den ungeschicklichen Kühnheiten, denen jetzt die Welt gehört, und sieht den Ruhm so fern, daß er's vermessen fände, die Hand nach ihm auszustrecken. Auch weiß er nichts von seiner Vergötterung, die jetzt aufkommt; er hat den menschlicheren Glauben seines Jahrhunderts: „Das Ziel ist Glück und Ruhm: nur ein Mittel.“ Der Republik dienen: was kann ihr Bürger noch mehr wollen? Den Seinen anständigen Unterhalt erwerben. Denn er lebt jede Stunde seiner Kriegszüge mit den Seinen, wie er einst im Gefängniß in Gedanken mit ihnen seine Mahlzeiten theilte. In seiner Frau liebt er die Erinnerung an die Tourvel, bedauert, ein Wort von ihr nicht mehr der Präsidentin in den Mund legen zu können, erklärt seine Frau für seine Nachwelt, sein Pantheon, worin sein Gedächtniß ruhen wird. Trost des Enttäuschten; ständiges Zurückfassen an

die einzige Leistung, die ihm vergönnt war. Was er heute thut, er weiß es, ist subaltern; drum erträgt er gefaßt die Zeiten zwischen zwei Briefen seiner Lieben und seine Erholung ist, wenn er, der als Eroberer in eine italienische Stadt eingezogen ist, hinter den stillen Mauern eines Bischofspalastes mit einem freien Priester plaudern darf, der sein Buch gelesen hat.

Und so, mag er selbst seine Rolle auch bescheidener veranschlagen, hat er Theil am Sinn dieser Tage: den Verfasser eines gesellschaftskritischen Romans tragen Bayonnette durch unterworfenen Länder. Der Soldat ist vom Herkommen abgewichen, er kriegt nicht mehr das Bestehende, steht nicht länger der Thatwerdung von Ideen entgegen; er selbst trinkt sie, auf großen Siegeszügen, Europa ein. Er war Scherge und ist nun Kulturbringer; der literarische Offizier, in dessen Briefen die Namen Voltaire und Rousseau so oft vorkommen wie die von Kriegsmännern, ist der siegende Typus; und in Dem, der noch auf Sankt Helena von den Dichtern wie von Seinesgleichen sprechen wird, bereitet das Genie selbst sich vor, den Thron zu besteigen.

Vaclos, schon alt, erfährt wenig von Dem um ihn her. Die Zeitigen ergreifen lärmend Besitz von der Außenwelt. Diese Stürme haben Chateaubriand über das Meer geworfen, werden den Knaben Victor Hugo nach Spanien wehen und die Romantik, die Kunst der sichtbaren Dinge, entfachen. Er aber, der Artillerist und Erfinder, zieht den Feldstechern die Augen der Seele vor. Für seine Fahrt durch die Schweiz findet er in drei Zeilen Platz und hält Genua keines Besuches werth. Schon als Balmont hatte er gesagt: „So sind Sie denn auf dem Lande, das langweilig ist wie das Gefühl und traurig wie die Treue.“ Die schwierig zusammengesetzten Menschen, in einem Salon wohlerwahrt, die zu durchschauen und reinlich zu bestimmen ihm gegeben war, sie sind nicht mehr. Ein Uebriggebliebener, der sich den Popf aufgelöst hat und von seiner Träumerbegeisterung in lauter Reues, vor Rauheit Unentwirbares verschlagen ist, läßt er aus seinem weichen, runden und rothen Kokosgesicht seine melancholisch brennenden Beobachterblicke unbeschäftigt ausgehen über gleichgiltiges Land. Könnte er wenigstens seine geliebten hohlen Regeln bei einer ordentlichen Belagerung probiren! Lieber noch schriebe er den längst in ihm keimenden Roman, dessen Thema lautet: „Das Glück lebt nur in der Familie.“ Er sinnt darüber, während er seine langen Glieder mühsam im Reiten übt; und hinter ihm ist immer, mit Karossen, Pivoen und aufgedonnertem Stab, der opernhafte Pomp eines Generals der Armée d'Italie.

Dann stirbt er, in Tarent, einem Ort des Fiebers, wo er nicht einmal nützen konnte; stirbt ausgeschieden und geopfert und richtet „in dem Augenblick, da für mich Alles enden soll“, eine Bitte an den Ersten Konsul: um Hilfe für die unglücklichen Seinen. Denn er hinterläßt nichts als seine prunkvoll bestickte Generalsuniform. Und die Liaisons dangereuses.

Die ersten Leser des Buches konnten (wie gewöhnlich) nicht ertragen, ihre Gesten, die ihnen, über die Wirklichkeit verstreut, niemals Oel einflößten, im Kunstwerk zusammengebunden, ihre Seelenvorfassung darin anschaulich kommentirt zu sehen. Marie-Antoinette, die Keusche, verbot, daß auf das Exemplar, das sie einbinden ließ, der Titel gedruckt werde. Der Ruf der Unfittlichkeit, den die Klache der Zeitgenossen dem Roman bereitere, hat fortgewirkt. Die moralische Absicht darin ist zwar eher zu deutlich. Glücklich wird man nur durch Liebe. Nicht durch Stolz; nicht durch Spielen mit Anderer Schicksalen; nicht durch Verstand: nur durch gütige Liebe. Wer liebt, merkt es und ruft den Uebrigen die neue Wahrheit zu. Wer nicht empfindet, hegt Neid auf Alle, die es können. „Ich bin empört,“ sagt Balmont, der glänzende Beruführer, „wenn ich denke, daß dieser Mensch, ohne zu überlegen, ohne sich die geringste Mühe zu geben, einfach dadurch, daß er ganz dumm dem Trieb seines Herzens folgt, eine Seligkeit findet, die ich nicht erreichen kann.“ Das geht bis zur Fälschung. Gegen Ende des Buches wandelt die Merteuil eine Keuestimmung an und sie wünscht, von einem naiven Jungen so geliebt zu werden, „wie wenn ich seiner würdig wäre.“ Aber der Optimismus der Meisten, der Schwäche ist, steht einem solchen Buch entgegen; und die Zeit, die es ertragen soll, braucht einen wagehalsigen Geist. Die zunächst Kommenden waren am Wenigsten geeignet. So hat sich Charles Rodier albern und Richalet sich unverständlich geäußert. Sainte-Beuve, den Analytiker von „Volupté“, hätten die Liaisons dangereuses nicht weniger anziehen müssen als Sainte-Beuve, den neugierigen Kritiker; aber Beide schweigen. In der Präsidentin Tourvel hätte George Sand leicht ihre eigene Rechtfertigung der Liebe als Diakonissinnspflicht wiederzuerkennen vermocht; doch erklärt sie, der Seele gesünder als die Liaisons dangereuses finde sie den Pfarrer von Wakefield. Ihrem Feind Baudelaire dagegen, dem „Satanisten“, der sich als verkannten Moralisten fühlte, war Laclos' Roman sympathisch. Und die Goncourt scheuen sich nicht, den Verfasser in die vorderste Reihe der klugen Reformatoren zu stellen.

Nicht Das macht dem heutigen Geschlecht seiner Liebhaber sein Buch werth. Bei den Liaisons dangereuses verweilt, als bei einem frühen Bilde des eigenen Wesens, Jeder, der sein Erlebtes gern ins Schlimme steigert, sich aus der Hoffnungslosigkeit seines Wissens um Seelen einen Trost macht und einen Rausch aus seinem Herrschergefühl vor Abgründen, die er ermist. Laclos würde stutzen beim Anblick seiner Freunde. Er wollte verfitlichen; und sie sind Immoralisten. Er dachte, zu der sanften Tourvel zu führen: und sie bewundern die ruchlose Merteuil. Aber er, der ehemals lachend den Lästerungen getrogt hat, würde heute wohl mit Lächeln den Ruhm hinnehmen, der selten mehr ist als ein weit verbreiteter Irrthum über unsere Person.

Neue Zeiten.

Nur war ein sehr fleißiger, ein sehr braver, ein sehr gläubiger Mann. Er hatte spät geheirathet, weil er fest auf seiner Ansicht beharrte, daß Jemand, der auf Standesamt und in die Kirche geht, an Kinder denken muß; und für Kinder ist vor allen Dingen Geld nöthig. Nun hing er besonders an seinen drei Knaben. Er liebte sie so innig, daß er feuchte Augen bekam, wenn er von ihnen sprach. Er liebte sie mit der kraffen, strengen Zuneigung eines Mannes mit bereits ergrauenden Haaren, der weiß, was das Leben bedeutet und was man vom Leben zu erwarten hat; er liebte sie ernst, brummte über jedes ungezogene Wort, lächelte aber auch über jede feishe Kinderthat. Doch indem ich Dies flüchtig skizzire, eile ich meiner Absicht schon voraus. Denn zur Zeit des Ereignisses, von dem ich sprechen will, waren die Jungen noch klein, besuchte erst der Älteste die Dorfschule.

Der Vater war Buchhalter. Morgens um halb Acht saßen sie beim Frühstück; die Frau, der ergrauende Mann, die drei berben, gesunden Jungen. Dann las er mit sicherer, ruhiger Stimme ein Bibelkapitel vor; regunglos saßen die Jungen, bang vor dem Vater, den die geringste Bewegung schon geärgert hätte. Und allmählich kam ein andächtiger Ausdruck auf die Züge, blickten die Knabenaugen wie gebannt auf das dicke Buch mit den Messingbeschlägen. Mittags las Vater wieder; und abends um Neun, wenn sie schon im Bett lagen und schliefen, las er abermals, die große Brille auf der scharfen Nase, den Kopf geneigt, während sich der graue Bart mit dem Kinn beim Sprechen bewegte. Mutter ließ dann den Strickstrumpf oder die Hästarbeit ruhen. Sie bliete auf sein ernstes, ganz in dem Kapitel lebendes Gesicht, das so treuherzig und kindlich gläubig mit weit geöffneten Augen lächeln konnte, wenn er wieder und immer wieder mit lauter Stimme „O barmherziger Gott“ sagte. Mutter lächelte dann auch und nickte leise. Und manchmal, wenn sie hörte, was sie schon so oft gehört hatte, nurrnelten ihre dünnen Lippen die Worte mit und sie war froh und glücklich. Die drei Bengel dahinten in dem Ofen und das warme, behagliche Zimmer und das monotone Dröhnen dieser bekannten, in jedem Heben und jedem Senken ihr so lange schon wohlbekannten Stimme, die vertrauensvoll zu Gott sprach. . .

War es da ein Wunder, daß sich die Jungen, wenn sie gespielt oder getobt hatten, wenn sie mit rothen Köpfen zum Mittagessen hereinstürmten, rasch noch einmal die Hände wuschen und die wirren Haare bürteten, weil Vater gar so streng ausjah, wenn er die Bibel aufschlug und sie mit seinen großen Augen zum Weinen gebracht haben würde, hätten sie mit schmutzigen Krumelhänden zugehört? War es ein Wunder, daß der Vater ihnen Alles war, ein Vater, wie es nur einen in der Welt gab, ein Vater, der Alles wußte, ein Vater, der fast die ganze Bibel — die Bibel! — auswendigkonnte, der oft las, ohne den Text zu sehen, so nur vor sich hin, über seine Brille weg, wohl fünf Minuten lang; ein Vater, der Stunden lang aus dem Alten Testament, überhaupt aus der ganzen biblischen Geschichte erzählen konnte?

Jan, der Älteste, ein Kerlchen von etwa zwölf Jahren, strahlte, wenn er von seinem Vater sprach. „Mein Vater“, sagte er dann mit lauter, prahlrischer Stimme, wenn er den anderen Knaben gegenüber ausschnitt, „mein Vater weiß mehr als der Pfarver. Wahrhaftig! Mein Vater ist so gelehrt, daß er, wenn er

wollte . . . Wenn er wollte, na, dann würde er Professor. Aber er will nicht! Will wirklich nicht." Und wenn die anderen Jungen dann mit ihrem Vater prahlten, der Dies könne und Jenes wisse, dann schnitt Jan noch toller auf; „So? Und kann Dein Vater etwa die Bibel auswendig? Dein Vater! Es wird was Schönes sein! Dein Vater! Der weiß nichts, gar nichts. Der soll nur mal zu meinem Vater kommen! Pah! Meiner schlägt Deinen manjetot!“ Mittags, nach einem solchen Disput, blickte er dann bewundernd auf den grauen Männerkopf, der las und las, ohne zu lesen, und wenn es dann Abend ward und der Vater die Aufgaben seines Jungen durchsah und die Feste mit den großen Rechenzempeln, die langen Additionen und die Multiplikationen von Zahlen (zum Beispiel: 7385×312) und er dann gleich alle Fehler entdeckte, dann nahm Jan sich vor, genau so klug zu werden wie Vater.

Später wurde er in die höchste Klasse versetzt, wo sie Französisch lernten. Es dauerte seine Woche: da sagte der kluge Rader schon mehr zu seiner Mutter; und wenn der Vater Etwas sagte, antwortete er: „Wui, père“. Das erscheint uns sehr einfach und ganz alltäglich, aber den grauen Buchhalter erfüllte es mit bestemmender Bewunderung. Wenn Jan aus der Schule nach Haus kam, rief er: „Bong jour, mère!“ Wenn die Mutter ihn fragte, ob er noch ein Butterbrot haben wolle, sagte er sehr vornehm: „Siwuples, mère.“ Wenn sie fragte, wie spät es sei, sagte er geheimnißvoll: „Cinq heures“; und wenn sie dann noch einmal fragte, antwortete er hochnasig: „Cinq heures, mère, père, siwuples.“ Der Vater starrte dann auf den Tisch, runzelte die Brauen, daß sie sich fast berührten, und sagte mit zornig bebender Stimme: „Halte Deine Mutter nicht zum Besten, Du dumme Vengel! Du weißt sehr gut, daß Deine Mutter Dich nicht versteht.“ Dann schwieg der Junge sofort, aus Angst vor dem Vater.

Am dem Abend, wo Dieses geschehen war, las der alte Mann zum ersten Mal in seinem Leben das Kapitel mit halber Andacht. Als er fertig war, that er nicht wie gewöhnlich; er legte seine große Brille nicht auf den Lederband und trank die Kaffeetasse nicht leer.

„Giebts was?“ fragte die Mutter ein Bißchen unruhig.

„Rein, nichts“, jagte er; und log damit. Ja, er log; und gleich danach log er wieder. Denn als sie aufstand, um zu Bett zu gehen, blieb er sitzen; er müsse noch an seinen Kontorbüchern arbeiten, jezt sei sehr viel zu thun. Kaum aber war sie aus dem Zimmer: da schlich er sich auch schon auf Strümpfen in die Ecke des Zimmers, wo ein Schulbücherhaufe lag. Jan hatte die Bücher mit einem Lederriemen zusammengebunden. Vorsichtig knüpfte der Vater ihn los und trug die nicht mehr ganz laubere Gelehrsamkeit unter die Lampe. Mit grimmigem Gesicht bejah er sich die Titel, einen nach dem andern, und stützte den Kopf in die Hände. Das hatte er nie gelernt. Wer dachte denn in seiner Jugend in den Schulen an Französisch? War es nicht schon genug, daß er eine so gleichmäßige Handschrift hatte, die fast ausah wie Gedrucktes? Jezt aber, in diesen neuen Zeiten, würden seine Söhne ihm nächstens über den Kopf wachsen. Ein Kind hat keinen Respekt mehr vor seinen Eltern, wenn es gelehrter ist als sie. Das hatte er Jan auch vorhin schon angemerkt, als der Junge seiner Mutter auf Französisch sagte, wie spät es sei.

Die Pfeife gliit ihm aus der Hand. Vor ihm lagen die Schulbücher mit den räthselhaften Kuffschriften: Nouvelle Grammaire française. Nouveau

recueil de thèmes et d'exercices. Choix de lectures et de dictées françaises envisagées au point de vue chrétien à l'usage des maisons d'éducation, des gymnases et de l'instruction privée. Ein Myſterium, ein nicht zu ergründendes Geheimniß. Und Jan las Das. Jan ſtudirte dieſe geheimnißvollen Bücher. Jan würde bald . . . Gräbelnd lehnte ſich der alte Mann in den Stuhl zurück. Die Weiſe war ihm ausgegangen. Seine milden Augen ſtrarrten in die Ecke des Zimmers. Dann dachte er an ſeine eigene Jugend; wie er ohne Unterricht die Doppelte Buchführung gelernt hatte. Entſchloſſen nickte er vor ſich hin. Es mußte ſein; und es ſollte ſein. Man kann ſeine Autorität nicht wahren, wenn man einen Sohn hat, der auf Franzöſiſch ſagen kann, wie ſpät es iſt, und man ſelber dabei ſißt, ohne zu verſtehen. Wenn er nun Abend vor Abend lernte, dann würde er ſchon mit ihm Schritt halten. Es mußte eben ſein. Ein Vater darf ſich einem eljäh-rigen Bengel gegenüber keine Blöße geben. Er ſchlug die Grammatik auf, bohrte den ermüdeten Kopf in die Hände und begann, während er ſich die größte Mühe gab, ſein altes Hirn, das niemals aus ſolchen Büchern gelernt hatte, wachzurütteln, andächtig zu leſen. Das franzöſiſche Alphabet, das aus fünfundzwanzig Buchſtaben beſteht, in dem kein B vorkommt und das dreierlei e hat: das e muet, das e fermé, das e ouvert. Kauchen konnte er dabei nicht. Sein Kopf that ihm ſchon weh genug. Wie konnten die Menſchen nur ſo Etwas erfinden? Und wie konnten ſie die Kinder ſo entſetzlich ſchwere Dinge lehren, die ein alter Kopf kaum zu faſſen vermag? Scharf ſchnitt ihm die ſtählerne Brille in die Naſe. Die Lampe ſchien ihm auf den Kopf und die Wärme machte ihn noch milder. Unverdroſſen aber lernte er, daß es ein ſtummes und ein hörbares h giebt und daß die Artikel le, la, les und (apostrophiert) l' lauten.

Wochen lang quälte er ſich ſo. Wenn er um acht Uhr aus dem Kontor kam, las er um Neun aus der Bibel, ſchickte ſeine Frau zu Bett, ſuchte die Bücher, prägte ſich gebulbig und mit gewaltiger Anſtrengung die Accente, Deſſination und Konjugation ein; dieſe wahnsinnige Konjugation mit ihren gräulichen Unbegreiflichkeiten, mit ihrem indicatif préſent, ihrem imparfait, ihrem passé défini, ihrem plusqueparfait. Sein alter, mißhandelter Kopf neigte ſich keuchend zu der Lampe hinüber; der Schweiß brach ihm aus, während er ſich mit den kleinen Sätzen abplagte: „Der Diener holt Wein und Bier.“ „Meine Schweſter iſt eine gute Frau.“ „Der Hund frißt Brod.“ „Der König hatte ein Pferd.“ Manchmal dachte er daran, es aufzugeben; aber wenn er Jan dann ſagen hörte: „J'ai beaucoup de l'argent“ oder „Est le roi malade?“ dann ſtachelte es ihn wieder und er nahm ſich vor, die Sache durchzuführen, um mit ſeinem geſcheitern Sohn Schritt zu halten.

Manchmal wollte er Etwas korrigiren. „Jan, Du ſagſt immer: j'ai été. Das iſt nicht richtig, mein Junge. Du mußt ſagen: je suis été; ich bin geweſen.“

„Nein, Vater,“ ſagte dann der Junge, „der Lehrer ſagt: j'ai été.“

„So?“ meinte dann der alte Mann; „zu meiner Zeit ſagten wir immer: je suis été. Aber wenn der Lehrer es ſagt, dann wird die Ausſprache wohl anders geworden ſein.“ Und abends, zu der Zeit, da er ſonſt ſchon zu ſchlafen pflegte, ſtudirte er eifriger denn je in den Heften und Büchern ſeines kleinen Sohnes. In ſeiner Jugend hatte er ſeinem Vater nicht ſo viel zu ſchaffen gemacht.

Selbstanzeigen.

Jesus. Ein Roman von Pierre Nahor (Emilie Verou). Autorisirte deutsche Uebersetzung von Walther Bloch. V. Behrs Verlag, Berlin.

Einen Roman nennt Emilie Verou das Buch, weil sie die Resultate ihrer langjährigen wissenschaftlichen Studien zum Theil in dichterische Form gekleidet hat, um dem Leser so ihre Anschauung vom Wesen Jesu sicherer zu suggeriren. Der Kern des Buches ist streng wissenschaftlich, vor Allem in dem entscheidenden Punkt: dem Nachweis, daß Jesus mit Bewußtsein all Das erfüllte, was in den unvereinbar scheinenden Stellen des Alten Testaments vom Messias angesetzt war, daß seine Auferstehung keine überirdische Erscheinung gewesen, sondern daß Jesus durch besonders günstige Umstände, auf die er rechnete, dank seinen therapeutischen Kenntnissen, mit Hilfe des Joseph von Arimatias und des Nikodemus, der einzig eingeweihten Jünger, nach der Kreuzigung geheilt worden ist und noch kurze Zeit auf der Erde wandelte. Einige Gestalten hat Emilie Verou vollkommen erschaffen: so vor Allem die des greisen Hindupriesters Kusçamithra, der Jesus in die Lehren des Bhagavad-Gita einweihet und ihm auf der Reise nach Egypten die Kenntnisse des Fakrismus vermittelt. Frei erfunden hat sie etliche Episoden aus dem Leben Jesu, andere wieder, wie etwa das Auftreten des zwölfjährigen Jesus im Tempel, entnimmt sie der Bibel und rückt sie zugleich in eine völlig neue Beleuchtung. Einen breiten Raum nimmt die Geschichte der Maria von Magdala ein; sie ist mit besonders zarten Strichen gezeichnet. Und der ewige Fluß auf Judas Ischarioth wird von ihm genommen: als Lieblingjünger Jesu erscheint er, den ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen zum Verräther gestempelt hat. Es bedurfte seines Verrathes nicht, um Jesus den Priestern zu überliefern. War Jesus der Messias? Hat er mit Bewußtsein die messianischen Prophezeiungen erfüllt? Ob die Antwort, die Emilie Verou auf diese Fragen giebt, sich wissenschaftlich dauernd behaupten wird, kann heute noch Niemand sagen. Gewiß aber bleibt dem Buch sein Werth als kühnes Glaubensbekenntniß einer reifen und helllichtigen Frau, als ein Bild jüdischen Lebens zur Zeit Jesu.

Walther Bloch.



Bänkelsang vom Balzer auf der Balz. Adel Junder, Stuttgart.

Meinem Balzer erscheint das Leben als ein richtiges Kaiserlichtheaterstück. Er ist der Hanswurst, der tragisch-komische Held, der aus Ueberfluß an allzu großer Lebenskraft und Lebenslust seine eigene Frau totschießt. Der Balzer treibt sich die treueste Frau der Erde, seine Frau Königin, aus dem Haus.

Er glaubt, daß man nur Liebe spielt,

Doch machts die Königinnen wild . . .

Er setzt sich nach der großen Katastrophe vor seine Seele, wie vor einen Spiegel, und singt sich seinen Bänkelsang vom Leib.

Dem wenn man es bei Licht besieht,

Wenn was Geheimes wo geschieht,

Das Heimlichste, das wird ein Fest,

Wem's später sich erzählen läßt.

Denn das Leben sieht sich aus dem Zuschauertraum immer unterhaltender an, als es in Wirklichkeit war. Als Jüngling umarmte der Balzer im Walde die Birken, aus Furcht vor der Liebe, „vor dem großen Fabelthier“.

Denn, seht, das Weib, das war der Knoten,
Empfohlen war es und verboten;
Kam man ihm nämlich mal zu nah,
War Sünd' oder Verlobung da . . .

So dachte er als Jüngling; aber später wird er Uebermensch und denkt anders; nachdem er die erste „Nacht in Noth“ erlebt hat, singt er:

Wie kann es Krieg und Schauer geben,
Da doch die schönsten Frauen leben?

Die Welt er jezt ganz anders sah,
Man mußte jezt, was nachts geschah.

Ihm schiens, man macht zu wenig drauß,
Die Menschheit sah undankbar auß.

Und der Balzer balzt wie ein Auerhahn nach jener Liebe, „die auch am Tag dableiben soll“, bis er endlich nach manchen Irrfahrten seine Königin bekommt. Und er lehrt sie das Küssen und besingt die Hochzeitnacht. Hier schließt das erste Buch. Das zweite Buch beginnt er mit den Worten: „Ein Schicksal schon seit Oedipus an Jedem sich erfüllen muß“. Eine zweite Frau taucht in Balzers Leben auf.

Wenn ich mein Alter rückwärts schiebe,
War sie einst meine Jugendliebe . . .

Seine Jugendliebe ist eine amorettenhafte Dame ohne Ehring; weil sie dunkle Haare und dunkle Augen hat, nennt er sie „Mohrle“. Das ganze Buch handelt von seiner Flucht vor ihr; er will der Königin treu bleiben und schießt zuletzt sogar zu den Gegenjägern, weil er nicht sündigen will. Aber Heimweh nach dem Wohrle verfolgt ihn überall wie Moskito's. In Griechenland hört er nachts in Delphi die Pythia vom Mond ihm weissagen:

Im Leben mußt Du sündigen
Oder dem Leben kündigen.

Endlich sündigt er und vertreibt dadurch seine Königin. Sie kommt nur noch manchmal zu ihm. Er findet hier und da noch ein Haar von ihr in seinem Aermel Futter. Der Balzer wollte sein Leben auf mohammedanische Weise leben; er glaubte, daß ein Mann mehrere Frauen zugleich glücklich machen könne. Und wie dem Mann, dem es beinahe geglückt wäre, seinem Gaul das Freßsen abzugewöhnen, wenn nicht der Gaul plötzlich zu früh gestorben wäre, so geht es dem Balzer. Als er eben glaubt, sein Leben lasse sich mit zwei Frauen eben so einrichten wie mit einer, da geht ihm die Eine wie auf einer Wolke durch die Decke. Danach überfällt den Balzer eine große Schlaffucht und er erwartet den Tod. Sein Geld hat er ausgegeben; man macht er Sprüche auf Nachtlaternen, um nicht zu verhungern, und legt sich die Karten, um zu erfragen, ob seine Königin nie wiederkommt. Wenn es Abend wird, sieht er sie aus der Tapete hervortreten und träumt, bis sein Licht ausgeht und der Mond ihm auf den Bauch scheint.

München.

Max Dauthendey.



Die Russenanleihe.

Nach der Schlacht bei Mutden tauchte zum ersten Mal die Behauptung auf, die Franzosen wollten den Russen keine neue Anleihe mehr gewähren, wenn der Krieg fortgesetzt werde. Mit aller Schonung und Ehrung russischer Gefühle mahnten zur selben Zeit große pariser Tageszeitungen den Verbündeten, Frieden zu schließen; und so fand denn auch eine zweite Behauptung Glauben: die, Herr Delcassé, der schmiegsame Minister des Auswärtigen, der schon etliche Kabinets überdauert hat, habe der französischen Hochfinanz den Abschluß neuer Russenanleihen untersagt. (Das Interdikt konnte übrigens auch von Rouvier, dem Finanzmann und Präsidenten des Ministeriums, ausgegangen sein.) Nun hat Frankreich freilich ein großes Interesse daran, daß sein theurer Allirter nicht in einem endlosen Krieg allzu schwach wird; der Versuch, durch Geldverweigerung den Friedensschluß herbeizuführen, wäre aber recht unschicklich und brauchte obendrein sein Ziel noch nicht einmal zu erreichen. In manchen Depeschen lasen wir ja sogar, beide Gegner, Japan so gut wie Rußland, müßten den Kampf aufgeben, weil ihr Kredit erschöpft sei. Die Leute, die solche Meldungen in die Welt schicken, verkennen völlig die Seelenverfassung des Bankiers. Wer nicht bei der Waffe aufgewachsen ist, begreift nicht, wie man im heftigsten Geschäftefeuer aushalten kann; und wer nicht Millionär ist, versteht, wie es scheint, nicht, wie man sich entschließen kann, einer in einen schweren Krieg verwickelten Macht Millionen anzuvertrauen. Im Grunde beruht Beides auf Gewöhnung, Tradition, Erfahrung. Die Gewöhnheit nennt der Mensch seine Amme; und selbst Finanzmänner, die noch jung genug sind, um sich ihrer Amme erinnern zu können, wissen aus der Geschichte oder aus mündlicher Ueberlieferung, daß von je her die größten Gewinne in Kriegszeiten eingehemmt worden sind.

Japans Geldgeber waren bisher England und Amerika. Sie halten sich still, sind ungemein leistungsfähig und haben, wie das starke Golddepot bei der Bank von England beweist, Alles pünktlich in beste Ordnung gebracht. Sympathie und Industrie haben da einen Bund geschlossen, auf den noch zu achten sein wird. Rußlands Geldgeber macht mehr von sich reden. Trotz Mendelssohn und Fische!, trotz allen berliner Zwischengewinnen und Konjunktialberechnungen bleibt Frankreich doch des Zarenreiches finanzieller Hort. Auch auf anderen kontinentalen Märkten werden in den nächsten Jahren (namentlich, wenn auch für eine an Japan zu zahlende Kriegsentwädigung eine Anleihe nöthig wird) gewiß noch viele Russenpapiere gerechnet werden und mancher Rentner wird sich neue Russen in den Geldschrank legen. Dieses ganze ungeheure Leihgeschäft wäre aber unmöglich, wenn Frankreich mit der Uebermacht und Geduld seines Kapitals nicht das feste Rückgrat böte. An der Zeime wird der russische Kredit regulirt. Vielleicht behagt den pariser Bankiers ihre Rolle gar nicht mehr allzu sehr; aber sie haben sie nun einmal übernommen, kommen nicht mehr davon los und dürfen es beim Spiel deshalb auch an Eifer nicht fehlen lassen. Aufmerksam blicken sie ins Russenreich und nach Asien hinüber und sind zu jeder Stunde bereit, ihre Kundtschaft mit schönen Reden zu beschwichtigen oder als Käufer zu interveniren und jähren Kurssturz zu hindern. Erst schuf die Politik dieses Finanzbündniß; jetzt, da so viele französische Milliarden nach Rußland gewandert sind, ist das finanzielle wichtiger als das politische Bündniß geworden. Die Eingeweihten kennen die hundert Wege, auf denen die Russenwerthe (besonders die in

Deutschland erworbenen) nach Jahr und Tag dem pariser Markt zuströmen. Jetzt war die Gelegenheit, sich eine ansehnliche Verzinsung zu verschaffen, ja günstig; auf lange Dauer aber passen diese Anlagen nicht mehr für unser deutsches Kapital, das auf so vielen Industriegebieten profitable Gelegenheiten zu erblicken glaubt.

Die französischen Banken haben das Gewicht ihrer Verantwortlichkeit durchaus nicht verkannt und sind erst seit dem Beginn des Krieges etwas leichtsinniger geworden. Nun brauchten sie sich ja nicht mehr mit mäßigem Zwischenverdienst zu begnügen und konnten auch mit dem früher sehr stolzen russischen Finanzminister deutlicher reden. In so abnormen Zeiten heißt bei allen Biezeranten und natürlich auch bei denen des Geldes die Losung: Jetzt oder nie! Warum sollte Herr Delcassé seinen Landsleuten so einträgliche Operationen verbieten? Wenn er das Tempo der Verhandlungen ein Bißchen verlangsam wünschte, konnte er den Kollegen Roudier bitten, im Stillen dafür zu sorgen. Und was ist nun eigentlich geschehen? Die pariser Hauptmacher, die wegen der Schatzscheine nach Petersburg gereist waren, thaten, als sei ihnen der vorgeschlagene Uebernahmefurs zu hoch; ein Procentzins ließ sich auf diese Weise immerhin heraus schlagen. Hätte die Regierung, weil Frankreich schon zu viele Russenwerthe besitze, mit einem Verbote gedroht, dann hätte der zum Anleihereisenden gewordene Leiter des Crédit Lyonnais einfach auf die Folgen solcher Maßregel hingewiesen. Den größten Theil des Geldes, das die neuen Schatzscheine liefern sollen, braucht Rußland ja, um in Paris die fälligen Zinsen anderer Anleihen zu bezahlen. Stodt dieser Zinsendienst auch nur einen Tag, dann ist die Panik der französischen Kapitalisten, die man so lange schon gefürchtet und mit allen Mitteln zu hindern gesucht hat, nicht mehr zu vermeiden. Ein Advokat Berent freilich, mit Hjörnsen ihn ein „Fällissement“ vorführt, würde vielleicht das Rasirmesser wegen und nach rein technischer Prüfung der russischen Bilanzsiftern die Eröffnung des Konkurses anordnen. Zwischen einer norwegischen Hjordstadt und einem Rieseureich ist aber ein Unterschied; und gerade in den allergrößten Verhältnissen ist oft das Wort unbestreitbar richtig: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Dieser Zeitgewinn bringt nebenbei ja auch den mehr oder minder ehrlichen Waskern nicht selten angenehme Profite. Da ist der Crédit Lyonnais, Frankreichs erster Kommissionär; diese Bank hat ungeheure Depositen, ein Wechselfortefeuille, das oft größer ist als das der Bank von Frankreich, und die Theilnahme an kleinen Lotterieanleihen ist ihr durch das Statut verboden. Der Vertreter dieser Bank eilt geschäftig jetzt von Paris nach Petersburg, von Petersburg wieder nach Paris, um eine Anleihe abzuschließen, die einen ordentlichen Broden abwirft. Das ist die Folge des großen Krieges. Alle Geschäftsteile wollen an ihm verdienen und er hat das Bild der Machtverhältnisse völlig verändert.

Wer nicht blind ist, muß erkennen, daß Rußland bei friedlicher Entwicklung auf die Erschließung mächtiger Reichthumsquellen rechnen kann. Von seinen Bodenschätzen wissen unsere Montanmänner Erstaunliches zu melden; und dabei denken sie noch nicht an Gold und Platina. Selbst die Amerikaner würden Konzessionen zur Ausbeutung der wichtigsten Metallgebiete sehr gut bezahlen. Bis die russischen Industriellen ihre Rohstoffe nicht mehr ausführen, sondern selbst verarbeiten, werden wohl noch zwei Jahrzehnte vergehen; aber kommen muß die Zeit natürlich. Und welchen Ausgleich konnte in der Handelsbilanz der Weizenabsatz bewirken, wenn in Rußland, wie in den Vereinigten Staaten, eine bessere Art der Verpackung

beschlossen und den Guttsbesitzern, die jetzt gewöhnlich um jeden Preis verkaufen müssen, das Getreide in der Heimath beliehen würde! Solche Reformen sind schließlich doch selbst im Zarenreich nicht gar so schwer durchzusetzen. Bei der Hoffnung auf gesteigerten Absatz braucht man nicht an Deutschland (mit seinen hohen Zollschranken) zu denken; der viel größere englische Markt wäre ja zur Aufnahme bereit. Auch die schon jetzt große Textilindustrie ließe sich noch gewaltig entwickeln; nur müßte man sie nicht durch so unkluge und unnötige Maßregeln schädigen, wie die moskauer Massenauweisung eine war. Und die Hauptsache: Rußland hat zwar eine Menge unbecquemer und thörichterer Steuern, aber noch immer kein vernünftigeres, modernes Steuersystem, das die Wohlhabenden und Reichen, deren Zahl man nicht unterschätzen darf, in ihrem Besitz angemessenem Umfang zur Mitübernahme der Staatslasten heranzieht. Bis jetzt wurden die Großen geschont und die Kleinen ausgebeutet. Der Staat darbt und die Beamten halben sich mit allen Kunstwerkzeugen der Korruption. Eine Vermögenssteuer, wie sie in England (natürlich nur für die Einheimischen) durch die Befassung der Konjolkoupons geschaffen ist, würde in Rußland allerdings noch keine Schätze einbringen; denn der russische Mittelstand pflegt im Allgemeinen den Grunderwerb noch dem Ankauf russischer Staatsrentenwerthe vorzuziehen. Auf den reichen Adel ist bisher keinerlei Rücksicht genommen worden, auch nicht bei all den Herabschneidungen des Zinses für Bodenspaubriefe und Staatsbonds. Die vielbesprochene Allmacht des russischen Adels gehört eben auch ins Märchenreich.

Wir müssen mit der schlimmsten Möglichkeit rechnen und annehmen, daß die Japaner, vielleicht unter dem von ihrem stillen Verbündeten geübten Einfluß, eine Kriegseutschädigung von Rußland verlangen. Japan ist übrigens ein so armes Land, daß es kaum erst bei Angelsachsen in die Schule zu gehen braucht, um zu begreifen, wie nützlich ihm einige Milliarden sein könnten. In diesem Fall würden die Massen wahrscheinlich nicht fragen, ob die Fortsetzung des Krieges nicht eben so theuer werden könne wie die Pflicht zur Kriegseutschädigung, sondern das Waffenglück noch einmal probiren. Warum soll zu diesem Versuch das Geld nicht gegeben werden? Es verschwindet ja nicht in eine Versenkung, fließt auch nicht in den fernem Osten; es bleibt in unserem Westen, zahlt die fälligen Anleihezinsen und strömt den Industrien zu, die den Russen zu zeitgemäß hohen Preisen die neue Rüstung liefern. Der Gläubiger ist in Shylocks Sinn „ein guter Mann“, darf also weiter Kredit fordern und wird eines Tages zahlungsfähig sein. Die Geldgeber haben nur für die richtige Verschiebung ihrer Risikobestände zu sorgen.

Nehmen wir den aller schlimmsten Fall. Rußland setzt den Krieg fort, wird auch unter dem neuen Generalissimus weiter vom Unglück verfolgt und muß den Japanern schließlich noch Milliarden zahlen. Wäre dieses Geld dann etwa nicht zu haben? Würden die Bankiers, die es anbieten, sich nicht eben so häufig ins Sprechzimmer des russischen Finanzministers drängen, wie sie sich 1871 an den französischen Finanzminister drängten? Damals lag Frankreich am Boden und doch wurden ihm von allen Seiten die für die Fünfmilliardenentschädigung nöthigen Summen angeboten. Freilich nahmen die Franzosen selbst große Posten ihrer neuen Rentendapiere auf. Man darf aber nicht vergessen, daß damals ganze Provinzen des schdnen Landes vom Feind und von den eigenen Truppen verwüstet waren, während der jetzige Krieg sich auf neutralem Gebiet abspielt und das eigentliche Rußland

bis an die Grenzen seines älteren asiatischen Länderbesitzes die Hand des Feindes nicht zu fühlen bekommt. Das ist ein wichtiger Unterschied. Im Franzosenkrieg war die Bank von Frankreich schon nach der ersten verlorenen Schlacht gezwungen, die Barzahlungen einzustellen; in Rußland ist von einer Papiervaluta noch nicht die Rede und man braucht kaum zu fürchten, daß es wieder so werden könne wie nach dem Krimkrieg, wo fast alles Bargeld aus den Städten verschwunden war, die vorher doch den Ueberfluß fast als Unbequemlichkeit empfunden hatten. Auch im schlimmsten Fall würde die dann erforderliche Riesenanleihe wahrscheinlich überzeichnet. Sie brauchte ja auch nicht in einem Zug emittirt zu werden; die Japaner würden sich mit langfristigen Ratenzahlungen begnügen und die Russen hätten keinen Grund, sich mit den Rimesien so zu theilen wie 1871 die Franzosen, deren Provinzen vom Feind okkupirt waren. Vielleicht würde ein Hauptpfand oder die Garantie einer fremden Macht gefordert; dabei aber käme Deutschland eben so wenig in Betracht wie bei der griechischen Anleihe nach dem letzten Türkenkrieg. Und wenn eine Staatsrente dem vereinten europäischen Kapitalistenpublikum trotz Alledem noch zu unsicher schiene, könnte Rußland auch genug Aktiva bieten. Zum Beispiel: nach dem Muster Italiens, das sich dennoch weiter als Großmacht fühlen durfte, die Tabakregie einführen. Auch ein Monopol auf Naphtha und manches andere wäre bei Liebhabern für eine Reihe von Jahren leicht unterzubringen. Das staatliche Branntweinmonopol dürfte freilich nicht wieder aufgehoben werden; aus Gründen der Staatsmoral, weil sonst böse Mißbräuche die sichere Folge wären. Noch eine Erinnerung ist hier am Platze. Nach dem gegen Italien geführten Krieg ließ Oesterreich seine Staatsbahn wieder in eine Aktiengesellschaft (Oesterreichisch-Französische Staatsbahn) verwandeln. Diese Art der Geldbeschaffung hat sich zwar als sehr kostspielig erwiesen, könnte aber in Zeiten wirklich schwerer Noth auch weiter öftlich Nachahmung finden. An profitlustigen Bankiers, die russische Staatsbahnen gern wieder in große Aktiengesellschaften umwandeln würden, fehlt es wahrlich nicht. Das Alles gehört in den Bereich der äußersten Nothbehelfe und wird hier nur angeführt, um zu zeigen, wie thöricht die Behauptung ist, Rußland verfüge über keine Reichthumsquellen mehr. Solche Auffassung ist kindisch. Und es ist klar, daß diese Quellen ungleich ergiebiger sein werden, sobald (in sicher nicht ferne Zeit) der Despotismus einigermaßen modernisirt und die Landesverwaltung vom ärgsten Unkraut gesäubert wird.

Einen raschen Blick noch auf Japan. Die Engländer und Amerikaner werden sich in Tokio gewiß bemühen, für das Verlangen nach einer möglichst hohen Kriegsentschädigung zu wirken. Natürlich. Nach dem Friedensschluß muß Japan, um das Erworbene auf mindestens fünfzig Jahre hinaus behaupten zu können, seine ganze militärische Organisation ergänzen, erneuern und sogar noch erweitern. Dazu sind ungeheure Summen nöthig; und die britischen und amerikanischen Lieferanten des Kriegs- und Flottenmaterials wollen lieber mit russischem Geld als mit japanischen Versprechungen bezahlt sein. Auch den Japanern würde allerdings genug Kredit zu neuen Anleihen gewährt werden. In diesem Fall müßte ja auch der Sieger, weil er arm ist, sich unbequeme Bedingungen gefallen lassen. Die Bankiers kämen also unter allen Umständen auf ihre Rechnung. Die fünfprozentige Anleihe dürfte auf dem deutschen Markt (wenn sie für ihn bestimmt ist) als Arbitragepapier willkommen sein. Seit mindestens einem Jahr schon haben unsere Großkapitalisten be-

ginnen, für ihre Rechnung in London japanische Bonds kaufen und verkaufen zu lassen. Das große Publikum mußte sich an diese asiatische Staatsrente, der Graf Bülow ja bereits seinen Segen gegeben hat, freilich erst gewöhnen. Zu ihrer Einbürgerung wären Jahre nötig; vermuthlich aber handelt sich nur um eine Episode.

Nun könnten Engländer fragen, woher denn all dies Geld kommen solle. Diese Unerschrockenen vergessen immer wieder, daß der Erldes solcher Anleihen in dem Lande bleibt, das sie übernimmt, und daß jedes neue Jahr den Bestand an Vermitteln mehrt. Wird nicht in jedem Jahr Gold in Fülle ans Licht gebracht? Das Transvaal allein hat im vorigen Jahr mehr als 350 Millionen Mark Gold geliefert; und es ist nicht das einzige Land mit starker Goldproduktion. Diese großen Beträge wurden bisher meist zu implantations benutzt. Künftig wird von dem neuen Gold mehr auf den Markt kommen, also wirklich dem Verkehr zufließen und dessen Bedürfnisse befriedigen. Jetzt erst werden ja die Deeps zur Förderung herangezogen und gerade davon ist eine sehr beträchtliche Steigerung der Goldausfuhr zu erwarten. Geldmangel ist also nicht zu fürchten. Die ganze Welt hat Geld wie Heu und die Kapitalisten, die „schöne“ Zinsgelegenheiten lieben (Russen sind seit dem Kriegsausbruch in Paris um ungefähr 14 Prozent gefallen), sind so zahlreich wie die Sandkörner am Meer. Nur kaufen sie nicht gern, wenn die Kurse schon wieder beträchtlich gestiegen sind. Das ist begreiflich. Ein bekannter Bankdirektor pflegte, wenn diese Thatsache erwähnt wurde, mit einem Achselzucken zu fragen, wer denn Lust habe, um fünf Uhr früh noch auf einen Ball zu gehen.

Pluto.



Notizbuch.

Der bescheidene, treue König, der vor dem Krieg um die Elbherzogthümer abdanken, 1866 nicht gegen Oesterreich, 1870 nicht gegen Frankreich Krieg führen wollte, heißt offiziell seit etlichen Jahren Wilhelm der Große. Das Volk hat sich an die Bezeichnung noch nicht gewöhnt, mancher Kultivirte lächelt, wenn er sie in Pompredden und Festartikeln findet, und allzu lange wird sie hoffentlich nicht leben. Selbst die höchst loyalen, für den Enkel begeisterten Hamburger konnten sich ja nicht entschließen, die Größe des Königen in goldenen Lettern der Nachwelt zu künden, und ließen, um nicht Anstoß zu geben, ihr Wilhelmäedenkmal deshalb ohne Inskription. Wilhelm der Erste? Das ging nicht. Der Erste ist nach kaiserlichem Dekret nun einmal der Große. Und wer Wilhelm dem Großen ein Denkmal setzen will, muß streng darauf halten, daß die Größe des Bildes der Größe des darzustellenden Helden genau angemessen sei. Spezialvorschriften fehlen leider noch. Wir wissen, daß zum Paradeanzug der Marschallsstab, zur kleinen Uniform der Interimsmarschallsstab, wissen auch, wozu der Großadmiralsstab, wozu der Interimgroßadmiralsstab zu tragen ist. Daß nur Monarchen Reiterhandbilder bekommen dürfen. Daß nur für die Enthüllung von Monarchendenkmälern Paradeuniform anzulegen, die Enthüllung anderer Denkmale in kleiner Uniform zu feiern ist. Daß also irgend ein gemez-

ter Albrecht, Sigismund oder Joachim auf Helmbüchse, Schärpen, weiße Hosen und aufgezogene Seitengewehre herniederseht, Bismarck und Rolke aber nur buschlose Hälme, schwarze Hosen und Feldbinden zu fordern haben. Doch bis auf diesen Tag noch fehlt die offizielle Bestimmung, wie groß ein Bild Wilhelms des Großen sein muß. Daß diese Maße verhängnisvoll werden kann, haben graudenzer Bürger erfahren. Die wollten, Männer und Frauen, Civilisten und dem Militär Angehörige, Mitglieder der Zünfte und Vereine, auf dem Marktplatz der Reichsstadt zur Erinnerung an den alten Kaiser ein Standbild errichten. Nicht eins von den Duzenddenkmalen, die in Norddeutschland heute das Auge ärgern. Keine Vazarfigur, an der jeder künstlerisch Empfindende schauernd vorüberstreicht. Nichts, was an die Puppenallee und andere neubertliner Gräueltathen mahnt. Etwas Individuelles, das in die besondern Verhältnisse gerade dieses Stadtbildes paßt. Wer konnte sie hindern? Wenn sie das nöthige Geld zusammenhatten und die Stadtbehörde den Marktplatz hergab? Wer? So können nur sonderbare Schwärmer fragen. Wir leben im freisten aller freien Länder. Wenn aber Jedem gestattet wäre, auf seine Kosten ein Denkmal nach seinem Privatgeschmack zu setzen, dann müßte das Uebel wiederkehren. Kann nicht gebuldet werden. Darf nicht gebuldet werden. Als Wilhelm der Zweite drei Jahre auf dem Thron seiner Väter saß, wurde weislich deshalb verfügt: „Zur Aufstellung von Denkmalen für Mitglieder des Hohenzollernhauses bedarf es der Allerhöchsten Genehmigung, insbesondere dann, wenn es sich um Denkmale handelt, die an einem öffentlich zugänglichen Ort oder aus öffentlichen Mitteln errichtet werden sollen.“ Ob diese Verfügung, die im Sommer 1801 ein preussischer Minister des Innern den Provinzialbehörden zugehen ließ, mit dem Wortlaut und Sinn der Verfassung in Einklang zu bringen ist, mögen Staatsrechtslehrer entscheiden. Einweisen gilt sie; und Niemand hat das Recht, ohne Allerhöchste Genehmigung sich einen Freigen oder Wilhelm in den Garten zu stellen. Denn im freisten der freien Länder ist diese Genehmigung immer nöthig, nicht nur, wenn, sondern „insbesondere, wenn es sich um Denkmale handelt, die an einem öffentlich zugänglichen Ort errichtet werden sollen.“ Das wußten die Graudenzer, fürchteten aber keine Fährniß; und verfuhrten streng secundum ordinem. Wählten einen Ausschuss und bestellten ein Preisgericht, dem neben den von der Stadt und der Handelskammer Erfoorenen auch die berliner Hofsünstler Schwedten und Hertter angehörten. Diese Jury, die mit der verpönten Rinnsteinkunst der Klinger und Messel, Liebermann und Uhlke keinerlei Gemeinschaft hatte und revolutionärer Gesinnung nicht verdächtig war, verlich einstimmig den Ersten Preis dem Bildhauer Heinrich Günther aus Gera. Den widerten längst schon, wie er an ein Ausschussmitglied schrieb, „die abgebrauchten, allzu beliebten Requisiten, Kanonen und Schanzkörbe, Fahnen und Ufren, Bayonnette, zerbrochene Wagenräder und all die anderen tausend Decorationsstücke der Kaiserdenkmale“; gerade in Graudenzen, meinte er, „auf der vorgeschobenen Grenzwaclit muß deutsches Wesen besonders betont werden.“ Sein Entwurf versprach einen Brunnen. Ueber dem Wasser spendenden Bogen das Reliefbild des alten Kaisers. Auf dem Sockel eine germanische Spermjungfrau mit ihrem Kof. In Steinschrift sollte an dem Brunnen nur das eine Wort zu lesen sein: „Heimgelcitel“. Wer durchaus Deutung eines Kunstwerkes will und nur Programmfulptur schätzt, konnte sich also sagen: Diese zarte Schildmagd bereitet sich, einen Helden zum Siegvater nach Walhall zu führen; den Helden, dessen Bild das Relief über dem Sprudelfogen uns zeigt. Und wer Kunst, ohne von ihr ein Programm, eine Tendenz, eine mythische oder historische Anekdote zu heischen, unmittelbar auf sich wirken läßt, konnte sich an den einfachen Formen, der schlichten Ruhe des Brunnens freuen. Ein anständiges

phrasenloses Werk, das nicht mehr sein will, als es ist, und nach der Länge weile all der Gladenbedererei den Blick zu angenehmen Verweilen ladet. Der Entwurf, der allgemein gefiel, wurde nach Berlin geschickt und Niemand zweifelte an der Genehmigung. Da kam der Bescheid: „Seine Majestät der Kaiser und König haben Allerhöchstdieselbe nicht zu entschließen vermocht, zu der beabsichtigten Errichtung eines Kaiser Wilhelm-Brunnens auf dem Marktplatz in Graudenz nach dem vorgelegten Projekt die nachgesuchte Genehmigung zu ertheilen. Allerhöchstdieselbe sind der Ansicht, daß die Anbringung des kleinen Portraitreliefs Seiner Majestät des Hochseligen Kaisers Wilhelm des Großen an dem verhältnißmäßig großen Bildwerk der Absicht der Stadt Graudenz, der Erinnerung an den Feldenkaiser ein würdiges Denkmal zu widmen, nicht genügend Ausdruck zu geben vermag.“ Für die Stillleistung zeichneten zwei Ministerien verantwortlich: das des Inneren und das „der geistlichen pp. Angelegenheiten“. Ein artiger Versuch, das überflüssige Schreibwerk zu vermindern. Nun sollte man eigentlich glauben, daß — zwar nicht die Stadt Graudenz, die mit der Sache nichts zu thun hat, aber — die graudenzler Bürger, die das Geld gegeben und unter vielen den Entwurf Günthers gewählt haben, am Besten beurtheilen können, welches Projekt ihrer Absicht „genügend Ausdruck zu geben vermag.“ Thut nichts. Gegen eine Kabinettsverfügung ist fast noch weniger zu machen als gegen Gottes Fügung. Das Reliefbild ist viel zu klein. Das Reliefbild müßte viel größer sein. Und wäre dann noch immer zu klein. Wenn der Regimentsmedikus Schiller in ganzer Figur gemeißelt wird, kann ein Imperator und Reg sich doch nicht mit einem winzigen Brunnenwandbild begnügen. Herr Paul Fischer, der patriotische und geschickte Chefredakteur des graudenzler „Geselligen“, sagte in einer Rede, aber — die gewählten Gräben für Günthers Entwurf eintrat, ganz richtig: „In Berlin will man offenbar den Kaiser Wilhelm den Ersten grundsätzlich nur als Hauptfigur zulassen, als Hauptfigur auch nach dem Maß“. Was war zu thun? Das Geld zurückzahlen und versuchen, ob man auch ohne Kaiserdenkmal selig werden kann. Oder die Geldgeber fragen, ob sie den Walfärenbrunnen auch ohne Reliefbild haben wollen. Oder ob ihnen ein Museum, ein Siechenhaus lieber wäre. Ein anderer Weg schien kaum gangbar. An der Weichsel fand man dennoch einen anderen; zwei Wege sogar. Der Ausschuß beschloß, Herrn Günther zu fragen: „Können Sie, sehr geehrter Herr, nicht auch anders? Nicht vielleicht Ihren Entwurf im Sinn des Ministerialerlasses ändern?“ Womit der Künstler vor die Wahl gestellt war, den schönen Auftrag zu verlieren oder sein Kind zu gestücken, ein organisch entstandenes Werk wider dessen innerstes Lebensgesetz nach fremdem Willen umzugestalten. Und in der Stadt regte sich das Fährlein der Royalisten. Bis aus Berlin das Verbot eintraf, hatte sich gegen den Brunnenplan keine laute Stimme erhoben. Jetzt aber hat der König gesprochen. Also Versammlungen, Resolutionen, Flugblätter; und auf die Schanzen, wer seinem Landesherren durch Dick und Dünn folgt! Der Hansbesitzerverein, der Kriegerverein, der Gardeverein, der Landwehrverein, der Verein ehemaliger Bierundvierziger, der Verein ehemaliger Jäger und Schützen: dieses ganze Heer wird mobil gemacht. Ein Apotheker, ein Uhrmacher und vier Obermeister (Schneider, Bäder, Schlächter, Tischler) übernehmen die Führung der Bürgerwehr; der Kriegerzug ordnet sich nach der Dienstvorschrift. Und nun mit Fanfaren auf den Feind. Wir wissen, was Kunst ist, kann und ewig sein soll. Wir haben vier Stadtrathverordnete und einen Hauptmann der Landwehr unter uns, können also mit Zug behaupten, daß wir Besitz, Bildung und Wehrkraft der Stadt Courbivres vertreten. Wir wollen „die Heldengestalt Wilhelms des Großen, wollen ein Denkmal, das die Heldengestalt unseres unvergesslichen großen Kaisers dem Volke fortgesetzt vor Augen

führen soll.“ So steht in einem Flugblatt. Warum ein Unvergeßlicher „fortgesetzt“ dem Volke vor Augen geführt werden muß, wird nicht gesagt; aber an „die Anhänger unserer Ansicht“ die Bitte gerichtet, sich „in die in Umlauf gesetzten Listen einzugeichnen; dieselben sollen mit einem entsprechenden Besuch höhern Ortes vorgelegt werden.“ Der Walkürenbrunnen wäre „sein richtiges Denkmal“. „Er genügt dem Volksempfinden nicht.“ Der einfache Mann will seinen alten Kaiser im Standbild vor sich sehen, wie er ihn auf den Bildern in der Kaserne gesehen hat.“ „Das Volksempfinden ist wichtiger als das Kunstempfinden einiger höher entwickelten Herren.“ „Als alte Soldaten haben wir uns das Denkmal anders gedacht. Wir alten Soldaten kennen nur den unbedingten Gehorjam; wir wollen kein Ausnahmendenkmal. Wir lieben die Ausnahmen nicht.“ Die fernrige Kraft solcher Germanenweisheit war nicht mehr zu überbieten. Weg drum mit dem Brunnen und her mit der vertrauten, unvergeßlichen Heldengestalt des Allerhöchsteilig in Gott ruhenden großen Kaisers. Das Volksempfinden, das die Ausnahmen nicht liebt, langt nach dem Tugenddenkmal des Infanteriegenerals mit dem Wilhelmsbart. Und wird es über ein kleines wahrscheinlich auch an der Weichsel haben. . . Ist nicht lohnend, solche Bürgerkomödie einmal ausführlich zu erzählen? So leben wir. So wird das Volksempfinden erzogen. Kein Magistrat und kein öffentlich jugendlicher wird fortan mehr wagen, einen Monarchendenkmalssplan vorzulegen, der nicht in die Hoppuppenschablone paßt. Jedes Ritualied des Hohenzollernhauses ist mindestens seine zehn Fuß Marmor oder Bronze werth. Absatteln, Walküre, und herunter mit Ihnen in eine Sockelle! Für alles Uebrige wird ein redlicher Steinmey oder die Aktiengesellschaft Gladbeck sorgen, deren Dividende während der neudeutschen Kunstrenaissance schon beträchtlich gewachsen sein muß. Ein guter Komödienstoff. Etwas für den Satiriker Ludwig Thoma. Und für den Monarchisten doch eher der Stoff zu einer Tragikomödie. Ihr zweifelt? Denkt Euch in eine Zeit, die das Kunstgefühl der Massen aus dem Schutt gräbt. Und gebt Euch selbst Antwort auf die Frage, die von Hunderttausenden dann täglich gestellt würde: Auf wessen Geheiß, nach wessen Geschmack wurden die unzähligen Monumentalungethüme geschaffen, die Alldeutschlands Antlitz, Alldeutschlands alte und neue Städtebilder entstellen?

* * *

Noch Etwas aus dem selben Kapitel. Herr Karl Scheffler schreibt mir:

„Vertrauen zu der Arbeit der Regierung hat in Preußen heute kein Stand und kein Beruf. Aber Jeder bemerkt immer nur die Fehler, die auf dem engeren oder weiteren Gebiet seiner eigenen Lebensinteressen gemacht werden; über ihre Sonderbedürfnisse vermögen nur sehr Wenige hinauszublicken. Landwirthe, Industrielle, Künstler, Handwerker oder Arbeiter: Alle können den ihnen verursachten Schaden nachweisen; doch Jeder meint dann, die Interessen der Andern würden verständig vertreten, das Ganze sei gut regiert. Es fehlt die Fähigkeit und Gewohnheit, vom Einen aufs Andere zu schließen; der Sinn für Relationen ist mangelhaft entwickelt. Den Vortheil aus solcher Beschränkung ableitend hat auch jetzt wieder die Regierung, wo es sich darum handelt, den Posten des Direktors der Unterrichtsanstalt am Königl. Kunstgewerbemuseum in Berlin neu zu besetzen. Außer den nächsten Interessenten kümmert sich kein Mensch darum; und doch handelt es sich um einen Vorgang von prinzipieller Bedeutung.“

Die Resultate, die das moderne Kunstgewerbe seit seinem Erwachen in wenigen Jahren gewonnen hat, liegen vor Aller Augen. Als unser Markt in Gefahr war, der Kunstindustrie vom Ausland entrißen zu werden, als zur Abhängigkeit von den Vergangenheiten noch die vom heutigen England hinzukommen wollte, haben moderne

Künstler Rettung gebracht. Und man hat nirgends gezögert, aus dieser sich anbietenden Kunstkraft Vortheile idealer und materieller Natur zu gewinnen. Die bedeutendsten Städte Deutschlands sind in kurzer Zeit der neuen Bewegung Sammelpunkte geworden und alle Faktoren haben so intensiv gearbeitet, daß die deutsche Kunstindustrie nun in Saint Louis einen vollen Erfolg selbst über die Länder erringen konnte, die vor kurzem unseren Markt bedrohten. Solche Resultate können nur von einer wirklich lebendigen Kraft erzielt werden. Viel dazu beigetragen hat ein gesunder, von Bismarck auch im Politischen gewünschter Partikularismus, weil er die eine große Aufgabe der Angewandten Kunst vermannichfalt und reich gegliedert hat. In München, Darmstadt, Düsseldorf, Weimar, Dresden, Leipzig, Krefeld, Wien und anderen Städten giebt es heute Kolonien gewerblicher Künstler; viele Bundesfürsten zeigen ein verständiges Interesse und es ist, Alles in Allem, Ursache zur Hoffnung vorhanden.

Nur die Reichshauptstadt theilhaftig sich nicht. Statt anregend auf die Provinz zu wirken, muß sie von ihr und vom Ausland Anregungen empfangen; und statt eine bedeutende Kulturmission zu erfüllen, bleibt die wichtigste deutsche Kunstgewerbeschule theilnahmelos inmitten des regen Lebens. Wenn sich nicht große Geschäftshäuser wie Hirschwald, Wertheim, Ball der Bewegung annähmen, erfahren wir kaum, was im Reich vorgeht. Ueber das Problem der Kunstgewerbeschulen lassen sich freilich Bücher schreiben, — wenn auch noch nie eins darüber geschrieben worden ist. Man sollte denken, daß in diesen königlichen Unterrichtsinstituten die Angewandte Kunst um ihrer selbst willen gelehrt werde, daß der Zweck ein kultureller sei. In Wahrheit sind es nur Anstalten zur Dressur von Industriearbeitern. Die großen Worte der Programme sind Phrasen; nirgends ist ein Geist, der höher steht als die materiellen Interessen der zunächst Beteiligten, der die wahren Bedürfnisse der Industrie, der Schüler und des Staates in einem Blick übersehen könnte. Das voraussichtlose Kapital kommandirt; wenn auf dem Markt eine bestimmte Mode herrscht, müssen die Schüler schnell den entsprechenden „Stil“ lernen. Die charakteristische Stellung dieser Schulen zeigt sich schon darin, daß sie — mit einziger Ausnahme der berliner Anstalt; einer Ausnahme, die die Wertwirkung nur noch zu steigern geeignet ist — nicht dem Kultusminister, sondern dem Handelsminister unterstehen. Welchen Zweck haben aber diese Museen und Schulen, was rechtfertigt die Summen, die sie kosten, wenn sie nicht das Rationalvermögen in idealer und materieller Weise mehrren können, wenn diese Aufgabe vielmehr den kunstgewerblichen Sezessionisten überlassen wird? England hat sich mit seinem Werkstättenunterricht und seinen Meisterkursen, mit seiner ganz volksthümlichen Erziehungsmethode eine Stellung errungen, um die es von allen Nationen beneidet wird und die ihm riesige Summen einbringt.

In Berlin kommt der bekannte Widerwille des Kaisers gegen alles Moderne hinzu, um aus dem Kunstgewerbemuseum den lebendigen Geist ganz zu verbannen. Ein Kalkulator sollte einmal ausrechnen, wie viele Millionen diese subjektive Ueberzeugung die Hauptstadt kostet. Immer ist es das selbe Lied. Soll in Preußen eine kleine Lehrerkollegie mit einem Künstler besetzt werden, der nur irgendwie moderner Neigungen verdächtig ist, so streicht der Kaiser den Namen persönlich von der Kandidatenliste. Und die Postleutanten oder die Herren, die es sein möchten, rufen Weisfall. In, es wird wohl gar von profitwüthigen Fabrikanten, die für ihren festen Markt, den sie irgendwo in Südamerika oder sonstwo haben, fürchten, auf die bekannten Ueberzeugungen des Kaisers spekulirt; bessere, künstlerische Arbeit ist das Schlimmste, was diesen Kapitalisten zugemuthet werden kann; es wäre ihr Minn. So verstehen sie denn, ihrem kleinlichen Handel den Anschein einer nationalen Rettung zu geben.

Die Berliner Kunstgewerbeschule ist beträchtlich erweitert, Verabredungen mit einem künftigen Leiter sind aber vorher nicht getroffen worden. Es giebt wieder nur „Meiers“, keine Werksstätten. Die Regierung hat Jahre lang der londoner Gesandtschaft einen Architektenattaché, der das gewerbliche Unterrichtsweesen drüben studirt, darüber in sehr werthvollen Aufsätzen berichtet und auch gesagt hat, was bei uns geschehen müßte. Welchen Zweck hat diese Sendung nun gehabt, wenn die Erfahrungen nicht praktisch ausgenutzt werden? So ist es aber immer. Dieses oder Jenes wird gewollt, projektirt und vorbereitet: und schließlich bleibt Alles beim Alten. Man spricht jetzt von dem wiesbadener Barockarchitekten, der das Foyer des Hoftheaters so majestätisch decorirt hat, als von dem künftigen Direktor. Der Herr wäre schon vor zwanzig Jahren antiquirt gewesen. Das eben macht ihn für Berlin geeignet. Wird seine Berufung zur That, so kanns lustig werden. Zusammen mit Mag Koch, der mit dem Pinzel so gewaltthätig umzugehen versteht, kann der Direktor dann einen Dekorationspektakel loslassen, wie er zur neuen berlinischen Architektur gut paßt. Widerstand ist nicht zu überwinden. Der neu eingetretene Orlik steht allein auf weiter Flur; Döpler wird epikuräisch mild und verführlich lächeln, die kleinen Fachlehrer, die sich gebulbig bis zum Professor durchschwimmen und neulich den erheitern den Plan einer periodischen Rektorenwahl ausgeheckt haben, bequemen sich jedem System und nur Grenander wird sich vielleicht in seinem Wirkungskreis, wo im Stillen recht thätig gearbeitet wird, beeengt fühlen. Jessens ruhiges, aber temperamentloses Kunstbewußtsein wird gebulbig bessere Zeiten abwarten; und der Kunstgewerbeverein auch weiter im Dämmer seiner Halb- und Bildung dahindröseln.

Für die Zeitungen giebt es Probleme wie dieses nicht. Die haben genug mit den Japanern, Russen oder Armeniern zu thun und können sich auf wichtige Kulturfragen des Vaterlandes nicht einlassen. Daß auch von der Angewandten Kunst, von den künstlerischen Werthen der Kunstindustrie wichtige Handelsbeziehungen geknüpft und gelöst, daß auch auf diesem Gebiet ungeschriebene Handelsverträge geschlossen werden: daran denkt Keiner von Denen, die von Amtes und Pflicht wegen daran zu denken haben.

Ein neuer Kreuzer der deutschen Marine heißt „München“. Die Stadt München, der die modische Ehre der Schiffsgevattheit zuerkannt ist, schickt Vertreter der Kommunalbehörden mit einem Passengeschent nach Berlin. Wunderschön, sagt der Kaiser; ein wahrer Segen, daß Ihr Münchener Euch nicht von den Reuten der neuen Richtung einfangen laßt. Fahret nur fort, Euch vor Denen zu hüten. Auch geschäftlich ist mit dem neuen Stil nichts zu machen; seine Erzeugnisse werden nicht einmal von den Amerikanern, auf die es doch ankommt, gekauft. So ungefähr spricht der Monarch. Und die Bürger antworten nicht: „Euer Majestät sind von gewissenlosen Höflingen falsch unterrichtet worden. Unsere Stadt ist die Heimath des neuen, gesunden, deutschen Kunstgewerbestils; und ist stolz darauf. Und nur dieser Stil, den man Euer Majestät an Zerrbildern zu vereiteln sucht, hat in Amerika Erfolg und Absatz gefunden.“ Die Bürger schweigen, neigen und beugen sich, kehren heim; und die münchener Künstler großen nun nicht, wie sich gebühren würde, den schlotternden Stadtvätern, sondern dem Kaiser. Nach dem freien Bürger der freie Priester. Der höchste protestantische Geistliche der Republik Hamburg wird zum Domweihesetz nach Berlin geladen. Als er wieder im Klosterbezirk sitzt erzählt er ein Privatgespräch, das der Kaiser mit ihm geführt habe. Ob und wann der Protestantismus über Rom siegen werde. Zufallsworte, die sicher nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren und den Katholiken nur böses Blut machen. Und der Hochwür-

dige weiß noch mehr zu berichten. Wundervolle Geschichten aus der Residenz. „Von dem Sonnenschein seines Wohlwollens für Hamburg ließ der Kaiser einen Strahl auf mich fallen.“ „An der Festtafel weitete sich das Auge an dem Anblick der Majestäten, des Kronprinzen und anderer fürstlichen Herrschaften.“ „Das Antlitz der Kaiserin leuchtete von mütterlichem Besißall.“ Und so weiter. Jeder Zoll ein Republikaner. Nach dem freien Vorkleser der ansehnliche Staatsdiener. Die Universität Philadelphia ernennet den Kaiser zum Ehrendoktor. Statt ihrem Herrn zu sagen, der Doctor Philadelphia habe in Deutschland, in Europa keinen guten Ruf und es sei ziemlich dreist, den Namen des Deutschen Kaisers zur Werthsteigerung geringer Waare zu benutzen, kükstern sie submissiv, der Majestät sei großes Heil widerfahren: und aus beglücktem Herzen klingt der Dank des Monarchen übers Weltmeer; viel zu hell für einen doctor hollatus aus dieser Gegend. Nach dem aufrechten Staatsdiener der mannhafte Künstler. Dem Grafen Wödy-Eschlitz ist an dem Tage, da ein von ihm geliefertes Coligny-Denkmal, das zu den überflüssigsten Immobilien gehört, enthüllt ward, der Hohe Orden vom Schwarzen Adler verliehen worden; dem ältlichen Dilettanten der Orden, der Renzels Lebenswerk krönte. Das Datum zeigt, daß nicht der Freund des Monarchen, sondern der Denkmalslieferant geehrt werden sollte, der jetzt berufen ward, die ganze Kaiserfamilie zu meisteln. Die Künstler kükstern; doch keiner öffnet das Gehege der Zähne. Zum Schluß noch die freie Presse. Im Hofspielhaus wurde Kleists „Prinz von Homburg“ einstudirt; und da diesem Theater offenbar ein halbwegs erfahrener Regisseur fehlt, hat der Kaiser selbst zwei Proben geleitet und die Spieler oft mit verweijendem Wort unterbrochen. Einstimmig, hand danach in den Zeitungen, habe die Rimenschaft die Sprechkunst und Bühnenkenntniß des Allerhöchsten Herrn bewundert... Schiller ist ja in der Frühjahrsstube. Hoffentlich fehlen auf keinem Festprogramm die schönen Verse: „Männerstolz vor Königskronen, Brüder, gält' es Gut für Blut, dem Verblenste seine Kronen, Untergang der Pilgenbrut!“

Aus der Zeit der Medici. Il Magnifico hat einen Jugendfreund, einen Edelmann, der mit Gottes und freundlicher Menschen Hilfe sich in der Skulptorenkunst dilettirt, einen Auftrag gegeben. Nicht den ersten; schon einmal hat ein von dem vornehmen Herrn gefertigtes Denkmal die Kunstfreunde erheitert. Sein zweites Standbild wird nicht mehr verachtet, nur noch belächelt; von dem Magnifico aber mit der höchsten Auszeichnung besoluhet, die er zu vergeben hat. An dem Tage, der diese Auszeichnung bekannt gemacht hatte, traf der Gonfaloniere bei einem Kirchensfest Michelangelo Buonarotti, den berühmtesten Bildhauer der Renaissancehauptstadt, und fragte ihn, wie ihm das neue Werk des also geehrten Edlen gefalle. Der Meister rechte den Kopf, strich den Bart, schmunzelte ein Wischen und sprach dann: „Man merkt doch einen gewissen Fortschritt.“ Wortlos wandte Il Magnifico sich und zeigte dem Künstler an diesem Tag nur noch den Rücken. Am Hof wurde seitdem gewispert, Buonarotti sei in Ungnade gefallen. Das ist sicher nicht wahr. Wie könnte Lorenzo lange dem Liebling zürnen, von dem er selbst einst gesagt hatte, er sei nun einmal unser Michelangelo und der Stolz der herrlich erblickenden Stadt Florenz?

Der Dichter des Toten Löwen hat der Witwst ausgeplaudert, was noch ein Weisichen Geheimniß bleiben sollte: daß Graf Bernhard von Bülow gebeten worden ist, am Tage der Schillersfeier vor dem Denkmal des Dichters (Schillers, noch nicht Blumenthals) die Festrede zu halten. Und mit der stolzen Wiene begnadeter Jänzler raunen berliner Literaten einander die Kunde zu, der Kanzler sei wirklich geneigt, die Aufgabe zu

übernehmen. Wirklich? Ener Excellenz! Hochgeborener Herr Graf! Charmanter aller Gutsatenobersten! Thun Sie nicht! Ich zweifle keine Minute, daß Sie nett machen werden, besser als irgend ein Damenprofessor oder ein Uoiquitärer aus der Familie der Fulda und Holzbock (*Ixodes ricinus* L.); aber diese Feier wird so erbärmlich, daß Sie, im Interesse Ihres Ansehens, ihr fern bleiben müssen. Als Vertreter der Staatsmacht dem Dichter freier Menschenwürde huldbigen: ein schöner Gedanke; kann Einen, der gov zu gern unter die Moderspußen gerechnet sein möchte, schon reizgen. Muß denn aber, nur weil wir Festanlässe brauchen, der Tag gefeiert werden, an dem Schiller uns, viel zu früh, starb? Und soll durchaus gefeiert werden, dann feiert den Dramatiker im Theater. Zehn, zwanzig gute Aufführungen, für die kein Eintrittsgeld zu zahlen ist: Das wäre die beste, die einzig würdige Schillerfeier. Was in Berlin geplant wird, schmückt nach den Bielewielien, die alle Quellen vergiften. Folterabendreden, Festzug, Bekrönung des Denkmals, Aufmarsch der von Hosnimen in Sammelwärmern und Seidentricots vorgehenden Schillergestalten, der Räuber Moor und die Jungfrau von Orleans am hellen Tag schon frisiert und herausgeputzt auf der Treppe des Schauspielhanjes: ein beschämendes Zeichen gelungener Rebarbarisierung. Kein Bürger dürfte dafür eine Reichsmark haben. Kein Kanzler darf zu solchem Frevel an den guten Ueberlieferungen deutscher Kultur mitwirken. Thun Sie nicht! Wenn Sie reden wollen, erbitten Sie sich vor den Osterferien, ehe der Lärm noch beginnt, von Ballestrom das Wort und jagen im Reichstag, daß auf Ihren Antrag die Verbündeten Regierungen beschlossen haben, für unentgeltliche Schillervorstellungen eine Million zu bewilligen. Nur reden Sie nicht auf der Straße. Ihre Jahresbilanz war so gut. Sie kämen um ein ganzes Stück Ihres Ruhmes. Alle Witzblätter würden Sie vier Wochen lang mit Schillercitaten quälen, die nicht in die Weltordnung des preussischen Reiches deutscher Nation passen. Wenns kein Anderer thäte, müßte ich, mit blutendem Herzen, den verstorbenen Schiller Ihnen antworten lassen. Muß die Regierung am Denkmal vertreten sein: dann bitten Sie Ihren Freund und Witzhujaren Bobbielski, die Sache zu drichjeln. Alle Deutschen würden, alle Parteien gern hören, was dieser Victor in heißer Redeschlacht über Friedrich Schiller zu jagen hat.

Im vorigen Jahre hat der Norddeutsche Lloyd dem Kaiser für eine Frühjahrsfahrt ins Mitteländische Meer den Dampfer „König Albert“ umsonst zur Verfügung gestellt. Diesmal ist die Reihe an der Aktiengesellschaft des Herrn Ballin. Die Hamburg-Amerikanische Pachtfahrt-Aktiengesellschaft stellt für die Reise nach Portugal, Maroffo, Sizilien den Dampfer „Hamburg“ umsonst zur Verfügung. Das Schiff ist zu diesem Zweck ganz umgebaut, neu eingerichtet und gestrichen worden. Ein hamburgischer Buchhändler hatte tausend funkelneue Bände für die Schiffsbibliothek des Kaisers zu liefern. Der hohe Gast reist mit großem Gefolge. Und schon der Kohlenbedarf eines solchen Schiffes kostet jeden Tag einen hübschen Haufen Geld. Die Gesellschaft kann sich leisten; die profitablen Verkaufsgeschäfte, die sie mit Rußland gemacht hat, haben ihr über manche Gefahr, manche unterlassene Abschreibung hinweggeholfen. Und der Aufsichtsrathspräsident und ein Direktor des Lloyd haben nach der vorigen Reise den Nothen Adler zweiter Klasse bekommen. Aber ist der Gedanke sehr schön, daß der Deutsche Kaiser auf Kosten bremer und hamburgischer Aktionäre reist? Wenn ich im Parlament säße, würde ich dringend bitten, dem gekrönten Vertrauensmann der Nation das Einkommen so zu erhöhen, daß er seine Vergnügungstreisen ohne solche Beihilfe unternehmen kann.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: W. Garben in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.

Druck von G. Neumann in Berlin.



Hintze-Pianos. Bülowstr. 50

Herr Carl H. Hintze, Großherzog. Tischler u. Badstuber Hoflieferant. Klänge u. Pianissimo. Pianinos von 400 Mk. an bis zu den besten Konzert-Pianinos zu 650, 750 Mk. in Klänge von 950 Mk. an. Gebrauchte Pianinos 250 Mk. Orchester Klänge ca. 500 an, darunter Bechstein, Blase, Duysen, Schwechten, Kaps, Steinway & Sons, nach billig zur Wahl, neu und gebraucht, event. eine Transportkiste. Große Musikwelt. Besteinst. Jahrs. Katalog gratis und franco.

Probierzeit. | **80 000** | gratis.

Lehrgänge in Briefen z. Selbstunterricht
verkauft der

Verlag für Nationalistencographie, Liegnitz.

Brockhaus

Konversations-Lexikon

Neueste revidierte Jubiläums-Ausgabe liefern wir komplett in 17 starken Halblederbänden unter Bedingungen, welche eine kaum löbliche Anschaffungsweise bedeuten. Illustrierten Luxusprospekt No. 2114 auf Verlangen gratis.

Bial & Freund, Breslau 2

Dennerer wollen sich melden

Theaterstücke!!!

Prüfung. :: Bühnen-Bearbeitung. :: Vertrieb.
Off. u. L. P. 3217 an Rud. Mosse, Leipzig.

Abschriften, Masch.-Diktate, Programm, im Hause u. außerh. Vervielfält.

HENNY REWALD, BERLIN S. 42, Prinzenstr. 84.

Ein literarischer Feinschmecker

muss den bedeutendsten Roman der Gegenwart „Pater Verdicus, Hinter gewählten Mauern“ etc. gelesen haben. Geheftet M. 3.50, gebd. 4.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder H. Bernauer, Verlag, Berlin SW. 61, Glitschierstr. 30c

Lesser & Liman

Begründet 1862.

Auskunfts- und Inkasso-Bureau
Berlin W. * Frankfurt a. M. * Hamburg * Wien
erteilt Auskünfte über Geschäfts- und Creditverhältnisse. Vorzüglichste Verbindungen an allen Plätzen der Erde. Man verlange Prospekt.

Geregelte Verdauung

und nach dem Wohl der kranken Autoritäten an keine sonstigen
Dr. Roos' Flatulin-Pillen,
die bei **Blähungen Säurebildung & Sodbrennen**
sich besonders vortrefflich bewähren.
Erfolgreich in den kranken und gesunden Zuständen.

H.-L.: Drosch. Natr. Blah., S. Mann, Jo 4. Fernh. 1. Pfeff. 100., Kuznetz 10 2 Tr.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet der Verlagsbuchhandlung Hüpeden & Merzyn, Berlin W. 35 betreffend die

II. Serie der „Kulturprobleme der Gegenwart“

herausgegeben von Leo Berg.

Die Tendenz und Haltung der „Kulturprobleme der Gegenwart“ bleibt auch in der II. Serie unverändert. Die grossen Zeitfragen, die uns bewegen, kritisch zu untersuchen, die Ursachen und die wichtigen Erscheinungen der modernen Kultur darzustellen, völlig unabhängig von allen Parteien und Richtungen.

Die II. Serie erscheint wieder in 8 Bänden und kostet wie bisher im Abonnement Mk. 16.— für das broschierte und Mk. 20.— für das gebundene Exemplar. Beim Einzelband erhöht sich der Preis auf Mk. 2,50 für das broschierte und Mk. 3.— für das gebundene Exemplar. Alles weitere bitten wir dem beigehefteten Prospekt entnehmen zu wollen.

Schramm & Echtermeyer DRESDEN Landhausstraße 27 Cigarren Habana-Import.
 Gegründet 1835. Lieferanten vieler Hofhaltungen und Offiziers-Kasinos.
 Seit 20 Jahren durch reellste Bedienung und billigste Preise bekannt.



Kinderleichteste Handhabung

Emil Wünsche AKT. GES.
 für PHOT. INDUSTRIE.
REICH bei Dresden
Neueste Schlitz-Verschluss-Camera-Victoria
 Nur ein Handgriff ^{geleglicher Aufsatz} für Aufnahme und alle Schrittbewegungen.
ALLE ARTEN KLAPP- & FILM-CAMERAS.
NEUESTE MODELLE.
 Nach vorz. Preisliste.

Neurasthenie

Wissen = Heilung = Vorbeugung
 Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet v.
Dr. med. A. Baumgarten

J. Aufl. Zu bez. Verlagsanstalt
 Wörthhofen, 4 Mk., geb. 5 Mk.

Heilstätte für Herz- und Nervenranke

Tauernzienstr. 19B. BERLIN W., Tauernzienstr. 19B.

Dr. med. Tilliss

Apparate neuester Construction.
 Prospekte auf Verlangen.

Dr. med. A. Smith'sches

Ambulatorium für Herz- und Nervenranke

Köln * BERLIN W. 66. Potsdamerstr. 52 * Hamburg

Funktionelle Untersuchung und Behandlung.
 Ausführliches im Prospekt (frei).

Sanatorium Königgrätzerstrasse

BERLIN SW., Königgrätzerstrasse 105.

Lage mitten im Garten in grösster Ruhe.

Vornehme erstklassige Heilanstalt mit 65 Krankenzimmern. Geleitschiffsräume. Bade-
 abteilung für Wasser- und Lichtbehandlung. Räume für Gymnastik und Elektrotherapie.
 2 Operationssäle. Dampfheizung. Elektrische Beleuchtung. Fahrstühle. Vorzügliche
 Küche. Diätetiken jeder Art. 3 Anstaltsärzte, von denen ständig einer anwesend ist.
 Telefon: VI, 24. Prospekte gratis. Leitender Arzt: Dr. med. A. Pritzel.

Vertrauliche Auskünfte bei Anknüpfung neuer Verbindungen,

bei Verheiratung etc. über Familien-, Vermögens-, Privat- u. Geschäftsverhältnisse,
 (auch Ausland und überseeisch) erteilen höchst diskret, zuverlässig u. billigt die

Auskunftei L. ROSSBERG & Co., DRESDEN-A., Marienstrasse 44c.

Detektiv-

Institut v. Fuchs, Berlin, Zossenerstrasse 20
 besorgt Auskünfte, Ermittlungen, Incassos, etc. allerorts.
 Praxis seit 1887, gr. Erfolge. Prima Referenzen.

Schlossbrauerei Schöneberg

Schöneberg b. Berlin W.

Telephon: Amt IX,
No. 5015 und 5424.

liefert ihre vorzüglichen Biere in Flaschen
und Siphons für den Familiengebrauch

- 30 Fl. Schlossbräu (hell) . M. 3.—
30 Fl. Kronenbräu . . . M. 3.—
30 Fl. Schöneberger Cabinet M. 3.—

— Pfand pro Flasche 10 Pfg. —

Die Biere sind stark eingebraut und ausser-
ordentlich reich an Extraktivstoffen (Nähr-
stoffen), welchen ein mässiger Alkohol-
gehalt gegenübersteht.



Herz, in Sklavenketten

reich illustriert M. 4.—
Reich illustrierter Katalog über mittelalterliche
Rechtspflege, Flagellantismus, Strafen,
Inquisition, Mönchs- und Nonnenwesen etc.
50 Pf. in Marken.
Jaeger-Versand, Leipzig-Probstei 15.

Macht der Hypnose.

Sie können sich selbst und jedermann
hypnotisieren. Sie können Ihren Einfluß
auf andere geltend machen auch ohne
deren Wissen. Sie werden Beliebtheit,
Freunde, Erfolg und Glück erlangen, wenn
Sie das Werk studieren „Macht der
Hypnose“ von Dr. med. Brown.
Preis Mk. 1,50. (Prospekte gratis).

Wendel's Verlag, Dresden 264.

Warum ist Poetko's Apfelwein der Beste?

Weil er keine Wasserzuckererlei treibt!
Weil er nur vorzüglichst. Obst u. grösste
Sorgfalt auf die Herstellung verwendet!
Weil er nur natürlichen Saft versendet!

Darum ist Poetko's Apfelwein der Beste!

Vom 35 L. aufwärts à 30 Pf. Auslese à
50 Pf. pro L. ab hier geg. Kasse od. Nachn.

Ferd. Poetko, Guben 18.

Grösste Apfelweinkultur in Norddeutschland

Cabinet-Comet
**Graeger-
Seck**
Gold & Silber
Zu beziehen durch
die Weinhandlungen
Carl Graeger
Seit Kellerei
Hochheim a. M.

Enthüllte Lotteriegheimnisse

Wissenschaftliche Begründung der pro-
batesten Spielmethoden für alle Lotterien.
Original-Meisterschafts-Spielsystem
für das österreichische Zahlenloto. Bestes
existierendes Lotto-Spielsystem der Welt.
Hochwichtige Aufschlüsse u. Enthüllungen
von **Paul Kramer**.
Preis Mk. 1,50. Prospekte gratis.

Wendel's Verlag, Dresden. 264.

HERREN

nehmen zur Kräftigung

Yumbehoa-Elixir

Vorrätig à Fl. 3 Mk. in der

MOHREN-APOTHEKE, REGENSBURG, 17a
Depot in Berlin: Salomonis-Apothek.

Schockethal bei Cassel.
Hervorragende Kuranstalt für natürliche Heil-
weise. Gasse Erlage, Prospekte, Tel. 151
Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel.



KRANKEN-

Fahr- und Ruhestühle,
verstellb. Keilkissen usw.

R. JAEKEL'S

Patent-Möbel-Fabrik

BERLIN, Märkgrafenstr. 20.

Preisliste IV. gratis und franko.

Photograph-
Apparate
nur bekannte
Marken Goerz Kodak
Lloyd etc. unter voller Garantie
Gegen geringe
Monatsraten
Bial & Freund
Breslau II
Reichsstr. Freiburg Nr. 11 • porta-kostenlos

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 75 Pfg.

FRANKREICH bietet sein edelstes Produkt
DEUTSCHLAND dar!



Enorme Mengen erlesener Gewächse
der Champagne kauften wir zur Herstellung
unserer Marke **HENKELL TROCKEN**

im Januar 1905
gleich in früheren Jahren in Frankreich ein.

HENKELL & Co.
gegründet 1832 MAINZ.